

Tove Soiland: Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz. Eine dritte Position im Streit zwischen Lacan und den Historisten. Wien/Berlin: Turia + Kant 2010, 479 S., € 40,00

Mit der Publikation ihres Buches *Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz* hat Tove Soiland ein weiträumiges Terrain abgesteckt, in dem Debatten über jene Probleme neu entfacht werden könnten, welche in der feministischen Theoriebildung augenblicklich keine Konjunktur haben. Gemeint sind die Zusammenhänge zwischen Subjektkonstitution und Geschlecht, der Markierung der Geschlechter und Gesellschaft. Um Problemstellungen aus diesem Kontext kreisen sowohl die Theoreme von Judith Butler als auch die von Luce Irigaray, die Soiland in den Mittelpunkt ihres Buches stellt.

Ohne Foucault, den Historisten, auf den Butler Bezug nimmt, und ohne Lacan, den poststrukturalistischen Psychoanalytiker, mit dem sich Irigaray auseinandersetzt, sind beide Autorinnen nicht zu verstehen. Folgerichtig schickt Soiland der Beschäftigung mit Butler eine eingehende Textexegese der Schriften von Foucault voraus. Und ebenso verfolgt sie Lacans theoretische Entwicklung, ehe sie sich Irigaray zuwendet.

Hinter der Gegenüberstellung von Butler und Irigaray – die eine prominente Vertreterin einer destrukturalistischen Strömung in dem Feld, das Soiland summarisch „gender-Theorie“ nennt, die andere eine der wichtigsten Repräsentantin einer feministischen Psychoanalyse – steckt die alte Fehde zwischen Foucault und Lacan, wer die fortgeschrittenste kritische Subjekttheorie formuliert hat. Soiland geht es um die Fortführung dieser Streitfrage unter feministischen Vorzeichen. Die Streitfrage lautet: Kann die dekonstruktivistische Subjektkritik, welche den Zwangscharakter von Geschlechtsidentitäten angreift, von sich behaupten, die psychoanalytische Konzeption des dezentrierten Subjekts hinter sich gelassen zu haben? Sind es die kulturellen Prozesse, in denen durch Machtwillkür hypostasierte geschlechtliche Differenzen durch kulturelle Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit durchgesetzt werden, die Frauen entsubjektivieren? Oder sind es die Einwirkungen einer androzentrischen Logik, welche die sexuelle Differenz verdrängt, den Subjektstatus dem Mann vorbehält und sein Eingebundensein in Geschlechterverhältnisse verleugnet, die psychische Strukturierungen inkohärent und brüchig machen?

Ehe die Stichhaltigkeit der konkurrierenden Positionen in dieser Kontroverse zum Thema gemacht wird, spricht Soiland die Einwände gegen Irigaray von Feministinnen an, die sie dem Dekonstruktivismus zurechnet. Auf Widerstände stößt dort vor allem Irigarays Idee, dem maskulinen Genus als dem Vorstellungshorizont männlicher Signifikanz ein „genre féminin“ zur Seite zu stellen, in dessen Medium sich eine spezifisch weibliche Subjektposition

entwerfen lassen soll. Dieses Konzept wird nicht nur als Rückfall hinter die gesamte Subjektkritik der Postmoderne interpretiert; es erweckt auch den Argwohn, Irigaray könnte am Prinzip der Heterosexualität festhalten und damit auch am System der Zweigeschlechtlichkeit. Und auch Irigarays Vision, es müsste sich aus der Perspektive von Frauen eine Geschichte der Mutter-Tochter-Beziehung schreiben lassen, welche patriarchale Überlagerungen durchbricht, wird als „Ursprungsmythos“ abgetan.

Zwischen Butler und Irigaray gibt es für Soiland zunächst einmal eine grundlegende Gemeinsamkeit: das ist die Kritik an der Verdinglichung des Subjektbegriffs durch eine phallokratische Bestimmung der sexuellen Differenz. Uneinigkeit zwischen ihnen besteht jedoch darin, was verdinglicht wird.

Hier setzt Soilands Kritik an Butler ein. Sie wirft ihr vor, nicht das zu dekonstruieren, was eigentlich die Verdinglichung vor allem des weiblichen Geschlechts ausmacht. Nicht die Zuschreibungen, welche Frauen diskriminieren und Männer aufwerten, stünden zur Disposition, sondern die strukturelle Positionierung der Frauen in einer imaginären, symbolischen und realen Ordnung, in welcher ihnen kein Subjektstatus zukommt. (Auf ihre Kritik an Butlers feministischen Umschrift der Freudschen Konzeption eines melancholischen Subjekts gehe ich nicht ein, weil das eine intensive Auseinandersetzung mit einem psychoanalytischen Begriff von Identifikation implizieren würde, der sich nicht auf das reduzieren lässt, was heute unter „Ich-Psychologie verstanden wird.)

Soiland trifft mit ihren Einwand nicht genau genug, was Butler eigentlich zum Gegenstand ihrer subjekt- und herrschaftskritischen Theorie macht. Ihr kommt es in einer politischen Perspektive darauf an, jene Identitätslogiken zu dechiffrieren, die Menschen keinen Raum für Wahl, für Anderssein und für Widerstand gegen Zurichtungen lassen. Davon sind Juden, Schwule, Lesben und der Häresie Verdächtige betroffen, aber Frauen in spezifischer Weise: sie werden zu einer homogenen Gruppe mit gemeinsamen Merkmalen, Interessen und sozialen Verpflichtungen geformt, die sich gesellschaftlich dienstbar machen lässt, ohne dafür honoriert zu werden. Die Zuschreibungen sind also Derivate einer tiefer liegende Problematik: Sie ist im ausschließenden Charakter einer Identitätslogik zu suchen, die in fortexistierenden patriarchalischen Strukturen seine Zeitlichkeit hat. Der Diskurs über Heterosexualität bringt das nicht zur Sprache, was ihn antreibt. Das ist die kulturell verdrängt Homosexualität, die in homosozialen Allianzen, die männliche Hegemonie befestigen, insgeheim wiederkehrt. Die nicht eingestandene Homosexualität richtet sich zunächst gegen Frauen und Männer. Allem, was mit Weiblichkeit kontaminiert ist, wird die Anerkennung versagt. Aber bei Männern schlägt die verweigerte Identifikation, die sich auf das andere Geschlecht bezieht, in Ranküne gegen alles Weibliche um. In dieser Zone des Unbewussten liegt die psychische Dynamik, die Identitätszwänge aus sich hervortreibt, welche Individuen auf zwei in sich kohärente, aber strikt zu un-

terscheidende Geschlechter festlegt. Hier sind nicht in erster Linie kulturelle Geschlechtskonstruktionen am Werk, sondern das, was man in Anlehnung an Marx eine „gesellschaftspolitische Gedankenform“ nennen könnte: Identitätslogik. Wird sie auf soziale Phänomene angewandt, die aus Verschiedenem zusammengesetzt sind, so bedeutet das eine Auftrennung des Zusammengehörigen in Identisches und Nicht-Identisches. Das, was konstitutiv für das Identische ist, nämlich das, von dem es sich durch Unterscheidung abhebt, wird abgespalten und ins Exil, in eine Krypta des Unbewussten ausgewiesen.

Klar und prägnant ist Soiland da, wo sie die Verdinglichungen freilegt, denen Irigaray auf der Spur ist. Irigaray findet sie in Lacans Psychoanalyse, die das Haben/Sein oder das Nicht-Haben/Nichtsein des Phallus zum Kern des Unbewussten macht. Hier hat das Phantasma von der Kastration des Subjekts seinen Ort. Folgerichtig sieht Irigaray in dieser Konzeption der symbolischen Ordnung den Schlüssel, der aufschließt, warum es für Lacan keine Geschlechterrelationen und damit auch keine Geschlechterdifferenz geben kann. Es existiert kein weibliches Äquivalent zum herrschenden Symbol des Phallus, d.h. es gibt im Unbewussten keine Signifikanz des Weiblichen. Darum ist die Frau symbolisch kastriert. Der Phallus, den sie nicht hat, kann konsequenter Weise kein Verlust sein, den sie imaginieren und so ins Bild setzen könnte. Damit gibt es auch keine Passage vom Imaginären zum Symbolischen. Das hat nach Lacan Konsequenzen für ihren Subjektstatus. Ist es ihr verwehrt, in die symbolische Ordnung einzutreten, so hat sie auch keinen Zugang zur Sprache. Das impliziert, dass sie von beidem abgeschnitten ist: von der Potenz des Begehrens, denn Sehnsucht entzündet sich an einem Verlust, der signifizierbar ist, und vom Sozialen, in der die Gesetze des Tausches sprachlich vermittelt sind. „La femme n'existe pas“ (Lacan). Was ihr bleibt, ist der Status eines Phantasie- und Begehrensobjekts des Mannes und eines Tauschobjekts, das zwischen Männern zirkuliert. Oder sie erscheint als „Ding“, dem keine Bedeutung zukommt außer der, etwas Unbegreifbares zu sein. Dieses „Ding“ kann dann als das geheimnisvolle Andere in das Reich des Realen, des Himmels entrückt werden. Gegen diese Verdinglichung des Weiblichen, die zugleich seine Entwirklichung ist, erhebt Irigaray Einspruch. Wie Soiland zeigt, liest Irigaray Lacans Werk wie ein gedoppeltes Palimpsest. Zum einen wird in ihm die abendländische Religions- und Philosophiegeschichte als Dokumentation davon entziffert, wie ein männlicher Logos sich einen Gottvater als Ebenbild erschafft, dessen Vollkommenheit er zwar niemals erreichen, in dem er sich aber narzisstisch spiegeln kann. Diese Seite der Lacanschen Analyse bezweckt die radikale Aufklärung über die Fiktionalität und Ortlosigkeit von Subjektivität. Zum anderen dechiffriert Irigaray Lacans Theorie als eine nicht zu Ende geführte Reflexion über eine androzentrische Psychoanalyse, in der die Frau als Leere, als Loch imaginiert wird, in dem der *horror vacui* des maskulinen Geschlechts und seine Angst vor der übermächtigen Mutter zum Verschwinden gebracht werden. Die

Rückprojektion der großen abendländischen Erzählungen von Vater, Sohn, heiligem Geist und die Gottesmutter auf die psychische Realität geht erneut mit metaphysischen Setzungen einher: Sprache erscheint als universell, das Unbewusste als transindividuell und geschichtlich kontingent. Das legt nahe davon auszugehen, dass Lacan auch den Status der Frau als unveränderbar hinnimmt.

Überaus hilfreich sind Soilands Interpretationen, welche die nicht so einfach nachzuvollziehenden Theoreme von Irigaray erschließen. Ihre Idee, dem „genre masculin“ ein „genre féminin“ zur Seite zu stellen, wird verständlich, wenn man sie – wie Soiland vorschlägt – als Imagination begreift, die einen Vorstellungsraum eröffnet, in dem Frauen ohne männliche Vermittlung in ein soziales Verhältnis zueinander treten. Dort könnten sie sich gemeinsam darüber verständigen, ob sie weiterhin Mütter und Töchter des Vaters bleiben oder ob sie sich zu etwas Drittem auf den Weg machen wollen. Das Dritte, ein „Zwischen“, in dem sie intersubjektiv zu Subjekten werden könnten, wäre die wechselseitige Anerkennung als Schwestern im Medium der Alterität. Um diesen Weg vom Imaginären zum Symbolischen und darüber hinaus in die soziale Realität zu beschreiten, braucht es Energie. Es leuchtet ein, Irigarays Vorstellung von Spiritualität in diesem Kontext zu sehen. Das legt auch ihre Metaphorik von der weiblichen Körpermorphologie nahe, in der mehrere Lippenpaare im Spiel sind. Sie öffnen und schließen sich, berühren sich und sprechen. Spiritualität ist vor diesem Hintergrund als eine Bewegung auf die Anderen und das Andere zu, die noch nicht eingeholte Transzendenz, zu denken, welche mit dem Körper verbunden bleibt. Spiritualität als Liebe zu dem, was wir ersehnen, schließt nicht nur Geistigkeit ein, sondern auch erotische Gefühle: Das Angesprochenensein von etwas noch nicht Eingeholtem, das wir Transzendenz nennen, ist zu spüren, weil es berührt. Ohne den Körper könnten wir uns überdies keinen Weg erschaffen, der aus dem Hier und Jetzt herausführt. Er entsteht erst, indem wir anfangen, ihn zu gehen.

Tove Soilands Buch zu lesen, das mit langem Atem, fundierten Kenntnissen und viel Engagement geschrieben ist, ist ein spannendes Unternehmen: es regt an, fordert da und dort zu Widerspruch heraus, und gibt Anlass, eigene Positionen zu konturieren. Denn mit welcher Bestimmtheit Soiland auch immer ihre Interpretationen vorträgt, sie macht immer auch auf andere mögliche Lesarten aufmerksam.

Regina Becker-Schmidt

**Elisabeth Badinter: Der Konflikt. Die Frau und die Mutter.
München: C. H. Beck 2010, 222 S., € 17,95**

Im Zentrum des neuen Buchs der französischen Philosophin und Feministin Elisabeth Badinter stehen zwei politische Sorgen: Wie kann der postmodernen Frau ihr Recht auf Mutterschaft zurückgegeben werden, ohne sie in alte und neue Käfige einzusperren? Werden es die jungen Französinnen in den kommenden Jahren schaffen, jenem im Gang befindlichen institutionellen und kulturellen Versuch, sie endlich zur „guten Mutter“ zu machen, widerstehen? Diese zwei Sorgen basieren ihrerseits auf zwei Annahmen: Seit dreißig Jahren finde in den industrialisierten Ländern eine „stille Revolution“ (S. 13) statt, in der die Mutterschaft wieder in den Vordergrund des weiblichen Lebens gerückt werde, die Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern in eine tiefe Krise geraten sei und die Männerrolle in alte Muster ver falle; die französischen Frauen, wenn auch besser ausgerüstet als ihre europäischen Schwestern, zeigten immer mehr Zeichen der Vulnerabilität gegenüber den Schößen dieses neuen Patriarchats.

Badinter lenkt die Aufmerksamkeit auf den Anfang der siebziger Jahre, um die Entstehung dieses reaktionären Prozesses zu verstehen. Die Wirtschaftskrise von 1973 schafft die Voraussetzungen einerseits für die Aufwertung der Mutterschaft und andererseits für ihre Renaturalisierung. Der Verlust des Arbeitsplatzes und die neue, nicht immer gewollte häusliche Situation der Frauen werden durch die Aufwertung des Familienlebens und der diesem verbundenen weiblichen Verpflichtungen sublimiert. Theorien, die sich vornehmen, die Frau wieder zu ihrer „natürlichen Rolle“ – der Erzeugung und Erziehung der Kinder – zu bringen, fassen auf diese Weise Fuß.

Für die neue Bestimmung der Mutterschaft auf biologischer Basis sind nach Badinter drei Diskurse maßgeblich verantwortlich: Der Diskurs der Ökologie, jener der Verhaltenstheorie und jener eines „maternalistischen“ Feminismus (S. 11).

Die Rückkehr zur Natur und das entsprechende Misstrauen gegenüber allen Veränderungstechniken der natürlichen Prozesse, die von der Ökologie ab den 1970er Jahren propagiert werden, haben unter anderem den Effekt, die Naturalität der Mutterschaft zu glorifizieren. Dies führt nicht nur zur Zelebration der natürlichen Entbindung in den vertrauten häuslichen Wänden und zur Dämonisierung jener in den aseptischen Kreißsälen. Mit einem medizinischen und einem behavioristischen Diskurs verflochten, provoziert der ökologische die Wiederherstellung traditioneller Geschlechterverhältnisse. In diesem Sinn, betont Badinter, sei der starke Akzent zu deuten, den in den 1970er Jahren die amerikanische Pädiatrie und in den 1980er und 1990er Jahren der medizinische und anthropologische europäische Diskurs auf den instinktiven Charakter der Mutterschaft und deren entsprechende Animalisie-

rung legte. Wie Ziegen, Kühe und Schafe haben die Frauen ein instinktiv gesteuertes Verhalten gegenüber Säuglingen und werden von Mutterschaftshormonen bedient. Wie Ziegen, Kühe und Schafe entwickeln Frauen eine Bindung zum Neugeborenen nur, wenn sie unmittelbar nach der Geburt in physischen Kontakt mit ihm kommen. Es folgt der Imperativ an die Frau, während des ersten Lebensjahres des Kindes zu Hause zu bleiben. Trotz der zahlreichen kritische Reaktionen und bedeutender Abschwächungen, denen die Bindungstheorie und ihre instinktbezogenen Voraussetzungen unterzogen worden sind, findet sie noch Ende der neunziger Jahre überzeugte Anhänger. Badinter weist auf die Primatenforscherin, Anthropologin und Soziologin Sarah Blaffer Hrdy hin, die in ihrem Buch *Mother Nature: A History of Mothers, Infants, and Natural Selection* (1999) das Stillhormon Prolaktin als den entscheidenden Faktor, der die Bindung der Mutter ans Kind auslöst, bezeichnet.

Die in den neunziger Jahren betonte Bedeutung des Stillens ist ihrerseits – präzisiert Badinter – das Ergebnis eines langen ideologischen Kampfes, der in der Mitte der 1950er Jahre in USA begann, als sieben streng katholische Mütter in einem Vorort von Chicago *La Leche League* (LLL) gründeten, mit der Absicht, die Frauen von „Mutter zu Mutter“ (S. 81) nicht nur vom Stillen, sondern auch vom Verzicht auf eine Berufstätigkeit und von einer völligen Zuwendung zum Kind zu überzeugen. Zu den Argumenten dieser Überredung, die in den 1970er und 1980er Jahren auch in Kanada (Quebec) und Europa verfolgt wird, zählen nicht nur die anscheinend unzähligen physischen und psychischen Vorteile des Stillens für Mutter und Kind, sondern auch die wichtige soziale Rolle einer stillenden Mutter: Mit dem Zuhause-Bleiben und dem Kümmern ums Kind sorgt diese für eine harmonische Entwicklung des Kindes, für die Verstärkung der familiären Bindungen und darüber hinaus für den Zusammenhalt der Gesellschaft. Stillende Mütter führen somit eine moralische Reform herbei und werden Akteurinnen eines „sozialen Wandels“ (S. 91).

Dass die Mutterschaft jene Grunderfahrung ist, auf deren Grundlage eine gesellschaftliche Erneuerung entstehen könnte, wird – nach Badinter – auch von jenen Feministinnen vertreten, die Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre mit dem egalitären Feminismus à la Beauvoir brechen und den Akzent auf die Differenz zwischen den Geschlechtern legen. Sie tun dies in der Überzeugung, dass nur die Wahrnehmung und die Problematisierung der Unterschiede zu der noch nicht realisierten Gleichberechtigung führen können. Badinter verweist dabei auf jene Welle des Feminismus, der in den Werken von Luce Irigaray seinen Ausgangspunkt findet. Diesem „differentialistischen Feminismus“ (S. 69) räumt die Autorin bedauerlicherweise wenig Platz ein und erwähnt ausschließlich deren angeblichen Schwächen: Er würde die von einer Generation von Feministinnen bestrittene Zentralität von Mutterschaft zurückbringen und dieser eine ethische Bedeutung zuweisen.

Bildete für Simone de Beauvoir vor allem das Muttersein die Hauptursache der jahrtausendelangen Unterdrückung der Frau, stellt es für die „neuen“ Feministinnen die wichtigste Erfahrung der Weiblichkeit dar. Besonders problematisch an diesem Gestus ist für Badinter die erneute Verknötung jener gefährlichen Fäden zwischen Frau und Natur, die der Feminismus der 1970er Jahre durch ein kulturalistisches Verständnis der Weiblichkeit voneinander gelöst haben wollte.

Das lasse sich insbesondere bei der sogenannten Philosophie der Fürsorge – ein bedeutendes Moment des neuen Feminismus, der in Carol Gilligans *In a Different Voice* (1982) seine theoretischen Grundlagen findet – ablesen. „Care“, oft mit „Fürsorge“ übersetzt und als „Sorge für das Wohl der anderen verstanden“ (S. 72), sei das Resultat der Erfahrung von Mutterschaft: Auf Grund ihrer „natürlichen“ Fähigkeit, die Bedürfnisse des Kindes zu begreifen, haben die Frauen eine besondere Aufmerksamkeit für die Abhängigkeit und die Verwundbarkeit ihrer Mitmenschen entwickelt.

In dem Begriff der Fürsorge und in der sich auf sie stützenden Moral sieht Badinter nichts anderes als die Voraussetzung und Weiterentwicklung des Darwinismus. Hatte Darwin den Unterschieden zwischen den Geschlechtern eine natürliche Basis gegeben und der „weiblichen Natur“ ein ausgeprägteres Zartgefühl und eine geringere Selbstsucht zugeordnet, übernimmt die Philosophie der Fürsorge solche Bestimmungen und gründet auf sie ihre Theorie einer spezifisch weiblichen Ethik.

Indem der biologische Unterschied zwischen den Geschlechtern wieder betont, die mütterliche Rolle aufgewertet und der Mutterschaft eine moralische Dimension zugeschrieben wird, habe der maternalistische Feminismus letztlich mit dem ökologischen und behavioristischen Diskurs koalitiert und das gleiche reaktionäre Spiel gespielt.

Ein solches Spiel wird in den heutigen postmodernen Gesellschaften weiter getrieben: Der „Naturalismus“ steht im Begriff, zur „vorherrschenden Ideologie“ (S. 74) zu werden. Für seine Verbreitung sprechen Badinters Erachtens nach mehrere Faktoren: die allgemeine Zunahme der stillenden Mütter in den westlichen Ländern; die von der *La Leche League* und anderen Institutionen wie der WHO (Weltgesundheitsorganisation) ausgeübte Kontrolle über die Vermarktung von Milchersatzprodukten mit dem Hauptziel, deren Produktion zu begrenzen; die Regulierung und Förderung des Stillens durch politische Gesundheitsmaßnahmen, wie die Innocenti-Deklaration, die 1990 von 32 Regierungen, WHO und UNICEF unterschrieben worden ist und Richtlinien hinsichtlich der ideellen Dauer des Stillens enthält.

In der Durchsetzung der naturalistischen Ideologie sieht Badinter eine Wiederbelebung des Rousseauismus. Wie dieser versucht jene die Frau zu ihrer mütterlichen Pflicht zurückzuführen. Die neuen Argumente aber seien anders: Nicht im Namen des Überlebens der menschlichen Spezies und der Stärke der Nation, sondern im Namen des Besten für das Kind wird heute die

Mutter-Frau aufgefordert, sich dem Neugeborenen vollständig zu widmen. Im Namen des „unschuldigen Babys“ (S.111) reetabliert sich heute eine bestimmte Form des Patriarchats. Unterstützt und bestärkt von medizinischen und institutionellen Diskursen, fühlt sich der zeitgenössische Mann legitimiert, nach der Geburt des Kindes alle seine Kräfte in seinem Beruf einzusetzen und die Versorgung der Familie sowie der Hausarbeiten der Frau zu überlassen.

Der ungeheure soziale Druck auf die Frau und deren Angst, ihre Mutterpflichten nicht adäquat zu erfüllen, hat drei unerfreuliche Auswirkungen: Wollen die Frauen bewusst keine Kinder, werden sie im Namen des herrschenden Diskurses zu Objekten von Stigmatisierungen; entscheiden sie sich, Mutter zu werden und berufstätig zu bleiben, leiden sie unter dem ständigen Verdacht, keine perfekte Mutter sein zu können; befürchten sie, die Ansprüche nicht erfüllen zu können, verzichten sie auf das Mutterwerden. Mit einem besonderen Hinweis auf jene Länder, in denen der Mythos der „guten Mutter“ noch stark in der Gesellschaft verankert ist – Deutschland, Italien und Japan –, zeigt Badinter eine enge Verbindung zwischen einer großen sozialen Erwartung an den Körper und das Leben der Frauen und einer niedrigen Geburtenrate.

Wie sieht die Lage der französischen Frauen aus? Werden sie vom reaktionären Wind, der im restlichen Europa weht, verschont? Nicht ganz. Auf die zentralen Thesen ihrer 1980 veröffentlichten Studie *L'amour en plus. Histoire de l'amour maternel (XVIIe-XXe siècle)* verweisend, zeichnet die Autorin zunächst die französische Anomalie hinsichtlich des Mutterbildes nach und weist dabei auf die Unterschiede zu jenem Mutterbild hin, das sich in der deutschen Gesellschaft historisch durchgesetzt hat. Im Gegensatz zu diesem findet in der französischen Gesellschaft keine Identifikation zwischen *femme* und *mère* statt, und die Mutterschaft stellt keine Verkörperung und Verwirklichung der Weiblichkeit dar. Badinter verweist hier auf jene gesellschaftliche Konstruktion der Weiblichkeit, die im 17. Jahrhundert entstanden ist. Sie erinnert daran, dass die perfekte französische Frau in der Zeit der Aufklärung zunächst Gattin, dann eine Person mit gesellschaftlichen Pflichten und erst danach Mutter ist. Diese letzte Rolle wird als Hindernis für die Erfüllung der anderen Rollen angesehen: Als Gattin hat die Frau an erster Stelle die sexuellen Bedürfnisse des Ehegatten zu erfüllen. Das ärztliche Verbot, während des Stillens sexuellen Verkehr zu haben, um das Sauerwerden der Milch zu vermeiden, trägt dazu bei, dass die Delegation der mütterlichen Pflichten einen männlichen und sozialen Konsens findet. Obwohl zunächst am Ende des 18. Jahrhunderts der Einfluss des Rousseauismus und der Aufstieg des Bürgertums und danach seit Ende des 19. Jahrhunderts die Verbreitung der Psychoanalyse dafür sorgen, dass nun die Frauen aktive und liebe Mütter werden sollen, verschwinde in der französischen Gesellschaft das Ideal der von mütterlichen Pflichten befreiten Frau nicht. Wohlhabende Frau-

en übergeben ihre Kinder im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts zur Betreuung an Ammen. Erst der Feminismus der 1960er Jahre gebe den Französinnen ein emanzipiertes Verhältnis zur Mutterschaft wieder, die von ihnen nicht als entscheidender Faktor ihrer Selbstverwicklung verstanden wird. Entlastet von der Rolle der perfekten Mutter und legitimiert in ihrem Anspruch, berufstätig zu sein, werden die heutigen französischen Frauen viel lieber als die anderen Europäerinnen Mütter und erreichen damit die höchste Kinderzahl Europas.

„Doch inzwischen ist Gegenwind aufgekommen“ (S. 40). Auch in Frankreich, obwohl weniger erfolgreich, gewinne der Naturalismus an Boden. Insbesondere seit Mitte der 1990er Jahre lasse sich gemeinsam mit der Wirtschaftskrise und den entsprechenden staatlichen Maßnahmen, die die Frauen zu einem massiven Verlassen der Arbeitsplätze drängen, eine neue Tendenz registrieren: jüngere Frauen stellen jenes feministische Modell der eigenen Mütter, die sich weder als gute Mütter noch als erfolgreiche Frauen erwiesen haben, in Frage oder lehnen es ab. Die kritisierenden Töchter nehmen sich nun vor, „gute Mütter“ für ihre eigenen Kinder zu sein. Eine deutliche Zunahme des Verlassens der Arbeitsplätze und der Teilzeitbeschäftigungen von Müttern und der Lohnungleichheit zwischen den Geschlechtern sind die Folge.

Was tun? Wie kann in Frankreich sowie in den restlichen europäischen Ländern diese reaktionäre Welle bekämpft werden? Und wie kann zugleich das weibliche Recht auf Mutterschaft und Gleichberechtigung garantiert bzw. erreicht werden?

Badinters Antworten sind weder konventionell noch bequem. Sie provozieren. Und es ist diese Provokationskraft, die die Hauptstärke ihres Buchs ausmacht. Indem die Autorin die Notwendigkeit von politischen und institutionellen Maßnahmen – wie ganztags geöffneten Kinderkrippen, flexiblen Arbeitszeiten – aufruft, deklariert sie zugleich, dass es bis heute keine Familienpolitik, die die Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern garantiert, gibt. Badinter dementiert damit eine zentrale Annahme der liberal-demokratischen europäischen Überzeugungen: die Progressivität der skandinavischen Familienpolitik. Sie stützt sich auf die Studie der Soziologin Catherine Hakim, *Key Issues in Women's Work. Female Diversity and the Polarisation of Women's Employment* (1996) und zeigt, wie die in den letzten dreißig Jahren in Schweden getroffenen familienpolitischen Entscheidungen nur die Geburtenraten, aber keineswegs die Gleichstellung der Geschlechter positiv beeinflusst haben: Schwedische Frauen verdienen wie die Französinnen und Engländerinnen 20 % weniger als ihre männliche Kollegen.

Ist vielleicht Deutschland, das im Begriff ist, seine Familienpolitik zu verändern, dabei, ein emanzipatorisches Modell von Weiblichkeit und Mutterschaft zu entwickeln? Auch hier rät Badinter zu Recht von zu schneller Begeisterung ab und verweist auf die ungeheure kulturelle Arbeit, die in der

deutschen Gesellschaft wie in den restlichen europäischen Ländern dafür noch zu leisten ist: Nur durch eine vollständige Aufteilung der familiären und häuslichen Aufgaben zwischen den Geschlechtern kann eine Gleichberechtigung erreicht werden. Und hier fordert Badinters Buch seine deutschen Leser_innen heraus: Inwieweit sind diese bereit, die Notwendigkeit des Stillens in Frage zu stellen und die gerechte Aufteilung der Sorge um das Kind zwischen den Eltern ab der Geburt mittels der „unnatürlichen“ Flasche zu akzeptieren? Inwieweit sind sie bereit, ihr sakrales Verhältnis zum Kind zu säkularisieren? Inwieweit sind sie somit in der Lage, eine Rekulturalisierung des Verständnisses von Weiblichkeit und Mutterschaft zu begrüßen und daran zu arbeiten?

Luciana Casale

Angela McRobbie: Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. Hgg. von Sabine Hark und Paula-Irene Villa. Wiesbaden: VS Verlag 2010, 240 S., € 24,95

Angela McRobbie, die am Goldsmiths College der University of London eine Professur für Kommunikationswissenschaften innehält, weist ihre Studie *Top Girls* zu Beginn explizit als soziologisch aus. Dennoch lassen sich Fragen der Kommunikation hier durchaus als „rote Fäden“ ausmachen – und zwar nicht nur, weil McRobbie ihre Analyse an Artefakten der Populärkultur konkretisiert. Vielmehr arbeitet sie vor allem heraus, wie effizient die ökonomische und die kulturelle Sphäre in der Ära des „Postfeminismus“ dabei ineinandergreifen, Frauen als Subjekte von Konsum und Trägerinnen von Arbeitskraft und gleichzeitig als Objekte geschlechtlich stratifizierter Herrschaft hervorzubringen.

Ihrer vor allem die politische Kultur Großbritanniens fokussierenden Analyse ist eine Einleitung zur deutschen Ausgabe vorangestellt, in der die Herausgeberinnen Sabine Hark und Paula-Irene Villa die „Ambivalenzen der Sichtbarkeit“, wie sie die Effekte des neoliberalen Geschlechterregimes zusammenfassen, außerdem in Bezug auf die deutsche Gesellschaft präzisieren. Hark und Villa bringen einführend schon die Grundthese des Buches auf den Punkt: Die scheinbare neue Freiheit vor allem junger Frauen, die inzwischen im Rampenlicht gesellschaftlicher Aufmerksamkeit stehen, ist verbunden mit der stillen Implementierung eines neuen Geschlechtervertrags. Die zunehmende gesellschaftliche Partizipation von Frauen, ihre Integration in den Arbeitsmarkt und die öffentliche Sphäre gehen einher mit einem *undoing* des

Feminismus, dessen Ziele nun als erreicht erscheinen. Dabei werden zahlreiche Regulierungs- und Optimierungsstrategien, die vor allem auf die Beherrschung von Frauen und ihre Körper zielen, unsichtbar gemacht, ebenso wie solche konkreten staatlichen und supranationalen Politiken, die entlang von *race* und Klasse neue Ausschlüsse produzieren.

Wie diese Transformationen über die Konsumkultur vermittelt werden, zeichnet McRobbie in sechs Kapiteln nach. Sie führt in deren Verlauf einige Konzepte ein, die jeweils anhand der Entwicklungen in den Bereichen Film, Fernsehen und Frauenzeitschriften und den jüngsten Forschungen dazu exemplifiziert und vertieft werden. Dabei unterzieht sie nicht nur die *Cultural Studies* einer feministischen Revision, sondern bezieht, um die visuellen Politiken des Neoliberalismus adäquat erfassen zu können, in einer „Rückbesinnung auf wichtige Ergebnisse der feministischen Wissenschaft“ (S. 23) auch psychoanalytisch fundierte Forschungsansätze der 1980er Jahre mit ein.

Im ersten Kapitel, *Postfeminismus und Populärkultur: Bridget Jones und die neue Geschlechterordnung*, stellt McRobbie einige Begriffe vor, mit denen das Phänomen des „Postfeminismus“ erschlossen werden kann. Diesen Terminus will sie jedoch nicht einfach als chronologische Einordnung verstanden wissen. Sie bezeichnet damit vielmehr „den Prozess der fortgesetzten aktiven Unterminierung der Erfolge des Feminismus in den 1970er und 1980er Jahren“ (S. 31), der sowohl durch die Populärkultur als auch die soziologischen Theorien der Gegenwart vorangetrieben wird. Die Historisierung des Feminismus in beiden Feldern, so ihr Argument, ermöglicht erst seine Demontage, weil seine Ziele als erreicht dargestellt werden. So erklärt sich die seltsame Synchronizität von neokonservativer Familienpolitik und Liberalisierungstendenzen, wie sie zum Beispiel die annähernde Gleichstellung nicht-heterosexueller Partnerschaften darstellt. Während der auf Chancengleichheit gerichtete liberale Feminismus reüssiert, werde der radikale sozialkritische Feminismus zum Objekt von Hass und Verachtung gerade der jüngeren Generation. Anhand einer Analyse des Films *Bridget Jones – Schokolade zum Frühstück* zeigt McRobbie, wie die postfeministischen Themen der Selbstoptimierung und die Reifizierung klassischer, romantischer Beziehungskonzepte über eine scheinbare Anerkennung des Feminismus durchgesetzt werden, die letztlich dessen implizite Ablehnung befördert: eine „Komplexifizierung des Backlash“ (ebd).

Is der Feminismus am Ende? Die Politik der Desartikulation, das zweite Kapitel, zeichnet unter Rückgriff auf Texte von Stuart Hall, Wendy Brown, Judith Stacey, Susan Faludi und Lisa Duggan nach, wie verfälschende und reduktionistische Darstellungen ‚des‘ Feminismus der Auflösung gruppenübergreifender Solidaritäten zuarbeiten. Indem einzelne Aspekte ehemals feministischer Politik als „Statthalter für den Feminismus“ (S. 57) auf die neo-liberale Agenda gesetzt werden, können antifeministische Ressentiments als akzeptabel erscheinen. McRobbie arbeitet u.a. anhand des Films *Fatal*

Attraction und der Mini-Fernsehserie *Big Women* heraus, wie narrative und stilistische Strategien solcher Texte dazu beitragen, „den Feminismus eindeutig als vergangenes Phänomen [zu] markieren“ (S. 70). Sie problematisiert die hegemoniale *Whiteness* der sichtbaren Weiblichkeit und deren Funktion für das Zurückdrängen antirassistischer Politiken. Nicht nur diagnostiziert McRobbie eine „nostalgische Re-Privilegierung des Weißseins“ (S. 72), sondern auch die generationenübergreifende Tradierung feministischer Erkenntnisse werde unmöglich gemacht. Stattdessen finde eine Individualisierung statt, die Frauen als „selbstbewusste Konsumentinnen“ adressiert. Dies „unterminiert eine Erneuerung des Feminismus und begünstigt Apathie und Entpolitisierung“ (S. 73). Anschließend untersucht McRobbie unter Heranziehung der feministischen Kritik von Lisa Adkins, wie die Theorien von Ulrich Beck und Anthony Giddens zur reflexiven Modernisierung diese Tendenzen soziologisch reproduzieren und verstärken. Ein Rekurs auf Judith Butlers Arbeiten über den Zusammenhang zwischen Migrationspolitik und staatlichen Regulierungen, die auf die Konsolidierung der Kleinfamilie zielen, verdeutlicht, wie alternative Lebensentwürfe zu Reproduktion und Elternschaft aus dem gesellschaftlichen Möglichkeitsraum verdrängt werden.

Das titelgebende dritte Kapitel, *Top Girls? Junge Frauen und der Geschlechtervertrag*, fragt nach den Zwängen, denen der neue Typus junger Frauen als Personifizierung der heutigen Meritokratie unterworfen ist. McRobbie nimmt zunächst eine dialektische Lesart der erhöhten Präsenz von Hochzeitsritualen in der Populärkultur vor: Je mehr sozialstaatliche familienpolitische Maßnahmen reduziert werden, desto relevanter wird die kulturelle Präsenz traditioneller Entwürfe. Der auf weibliche Körper gerichtete Zwang zur andauernden Optimierung ist durch die Mode- und Schönheitsindustrie vermittelt und erscheint so als Wahlfreiheit und positive Teilhabe an der Konsumkultur. Als „postfeministische Maskerade“ charakterisiert sie die Selbstinszenierung junger Frauen anhand als ‚weiblich‘ und ‚schwach‘ codierter äußerer Zeichen wie Kleidung und Gestus, die habituell verharmlosend wirken und es den Frauen ermöglichen, „auf dem Terrain der hegemonialen Männlichkeit navigieren zu können, ohne ihre sexuelle Identität aufs Spiel zu setzen“ (S. 102f.).

Unter Rückgriff auf Joan Riviere und Judith Butler betont McRobbie aber auch die unterdrückte Aggression, die an diesen Unterwerfungsgesten ablesbar ist. Die neoliberalen Elemente der Selbstdisziplinierung und der Narzissmus, der dem perfekten Styling zugrunde liegt, zeugen außerdem von einer „heterosexuellen Melancholie“ (Butler) und beinhalten darüber hinaus rassifizierte Subtexte – ein „Prozess der doppelten Resubordination“ (S. 107) unter die Normen des Weißseins und der Männlichkeit. Dabei sind Positionen der Sichtbarkeit immer auch statusgebunden: Bildung und Berufstätigkeit fungieren als Grenzen, entlang derer klassenbezogene Ausschlüsse begründet werden. Das für gegenwärtige Diskurse so elementare selbstbewusste Auftre-

ten von Frauen erschwere es dabei aber, Exklusionsmechanismen überhaupt zu thematisieren: „zugunsten des Kompromisses [wird] von einer Kritik an der männlichen Hegemonie abgesehen“ (S. 117). Dieser Kompromiss hinsichtlich der Doppelbelastungen von Frauen durch Beruf und Familie bei anhaltendem *gender pay gap* und zunehmend männlich dominierter, flexibilisierter und prekarielter Arbeitskultur werde durch staatliche Unterstützungsmaßnahmen abgesichert.

Die ‚berufstätige Frau‘ sei neben der postfeministischen Maskerade die zweite von vier Figuren von Weiblichkeit, die der neue Geschlechtervertrag anbiete. Als dritte Strategie führt sie Butlers tabubrechende „phallische Frau“ bzw. Lesbe ein, die eine Performanz von Männlichkeit ermögliche – beispielsweise durch aggressives sexuelles oder ausfallendes Verhalten –, ohne dabei weniger weiblich zu erscheinen. Ihr Prototyp sei das „Glamour-Model“ (S. 122), das sich über den Verkauf von softpornographischen Körperbildern finanziert. McRobbie erkennt diese Strategie jedoch als „lizenzierte Transgression“ (S. 123), als nur scheinbare Gleichberechtigung und provokative Geste gegen den Feminismus. Unmittelbar deutlich werde dies am Ausschluss junger Lesben, für die dieser Entwurf nicht verfügbar sei. So reproduzieren Repräsentationen der phallischen Frau zwangsläufig die dominanten Grenzen der heterosexuellen Matrix. Mit der Methode des komparativen Tests zeigt McRobbie auch die Rassifizierung dieser Figur: Eine betrunkene, grölende und sich sexuell freizügig verhaltende Gruppe schwarzer oder asiatischer Frauen sei schwerlich denkbar aufgrund der Achtbarkeitskodizes, die in die sexuelle Identität von *women of color* eingeschrieben sind. Dagegen verkörpere die Figur der ‚globalen Frau‘ im Zuge der Rekolonialisierung normativer Geschlechterbilder eben solche ehrbaren, ‚natürlichen‘ Qualitäten, verbunden mit einem wenig staatlich regulierten, transnationalen und hoch flexiblen Status.

Das vierte Kapitel untersucht *Unlesbare Wut: Postfeministische Störungen*, als die McRobbie die Normalisierung von Ängsten und destruktiven, selbstverletzenden Verhaltensweisen als Teil weiblicher Identität fasst. Sie greift das Konzept der heterosexuellen Melancholie auf und bestimmt den Feminismus als Objekt des Verlustes für junge Frauen: So gesehen, sei es „besser, ein krankes Mädchen zu sein, als ein Mädchen, das [...] die Macht der heterosexuellen Matrix herausfordert“ (S. 133). Vor diesem Hintergrund unternimmt sie eine psychoanalytisch informierte Analyse von Modefotografie als dramatische Form dieser Melancholie. Sie zeigt, wie diese Bildproduktion mit selbstbezogenen, lesbisch kodierten und fragmentierten Frauenimagos homosexuelles Begehren erzeugt, um es unterdrücken zu können und so die schwierige Herstellung heterosexueller Frauen zu ermöglichen. Wieder dient der komparative Test zum methodischen Aufdecken geschlechtlicher Asymmetrie in der Funktion von Modefotos: Es gibt kein ähnlich hegemoniales Phänomen in Bezug auf Männer, die Bilder von Männern konsumieren.

In ‚*What not to wear*‘ und *postfeministische symbolische Gewalt*, dem fünften Kapitel, führt McRobbie die Betrachtung neuer Klassenhierarchien mit ihrem Konzept der „Aufmerksamkeitsräume“ zusammen, indem sie sogenannte *Makeover*-Fernsehsendungen analysiert. Diese Shows unterziehen ‚ganz normale‘ Frauen einer Stilberatung und bieten öffentlich Hilfe zur Selbstoptimierung, die oft sehr abwertend und persönlich verletzend stattfindet. Die Bewegung in die Sichtbarkeit sei vermittelt über das Ziel „glamouröser Individualität“, die allerdings als negatives Distinktionsmerkmal für Alters- und Klassengrenzen fungiert – Frauen aus der Mittelschicht sollen statt „Glamour“ über ‚mühelose Eleganz‘ verfügen. Gleichzeitig ist die gelungene Selbstdarstellung über Kleidung und Make-up ein Türöffner für die erfolgreiche Beschäftigung auf dem Arbeitsmarkt. So werden feminine Sichtbarkeitsnormen mit neoliberalem Optimierungsdruck und gesellschaftlichen Hierarchisierungen verknüpft. Auch in dieser Analyse populärkultureller Texte kann McRobbie erhellen, wie solche Repräsentationen mit rassifizierter Exklusion vermittelt sind, da schwarze Kandidatinnen von expliziten, körperbezogenen Herabsetzungen verschont werden – diese würden statt als klassenspezifische unweigerlich als rassistische Diffamierung dekodiert werden. Anhand dieser Sendungen arbeitet sie die Möglichkeiten und Grenzen von Bourdieus Feld- und Habitus-theorie heraus, um die appellative „Generalüberholung“ (S. 193) weiblicher Körper im Kontext biopolitischer Folgemaßnahmen der ökonomischen Entwicklungen zu erfassen.

Der Titel des letzten Kapitels spielt auf Gayatri Spivaks Arbeiten an: In *Innerhalb und außerhalb der feministischen Wissenschaft* problematisiert McRobbie einerseits die desartikulierenden Implikationen von institutionalisierten und akademisierten Formen feministischer Anstrengungen, andererseits versucht sie, anhand solcher „Kontaktzonen“ (S. 211) Ansatzpunkte für eine Reaktualisierung des Feminismus zu finden und Orte zukünftiger Kritik zu bestimmen. Sie betrachtet dazu das Konzept des Gender Mainstreaming als Vorreiter vermeintlicher Gleichstellungspolitik, den sogenannten *third wave feminism*, die Geschlechterpolitik der feministischen Philosophin Rosi Braidotti und schlussendlich den Konnex aus feministischen Praktiken und Studien, Globalisierung und postkolonialer Pädagogik. Dieser letzte Zusammenhang gilt ihr letztlich auch als Motor möglicher Veränderung, als Raum, in dem feministische Praktiken wieder Gewicht bekommen könnten: „[...] hier tritt die affektive Kraft des akademischen Feldes als Gegendiskurs zu den herrschenden sozialen Normen in Erscheinung“ (S. 215), schreibt sie, Bezug nehmend auf „leidenschaftliche Diskussionen“ in den eigenen Seminaren zu feministischer und postkolonialer Theorie. Spivaks skeptischer Analyse folgend, ist McRobbie zwar vorsichtig, die Rolle der Pädagogik nicht zu hypostasieren. Dennoch bezieht sich ihre einzige affirmative Geste auf das Potenzial von Selbstermächtigung durch Bildung, insbesondere auf die in solchen „kleinen Gegenkulturen“ (S. 218) entstehenden Lernprozesse.

Ihre Hoffnung richtet sich auf jene jungen Frauen, die in den Universitäten der Metropolen als globalen Knotenpunkten, in solchen „Kontaktzonen“ ihre eigene Erfahrung als transnational agierende Subjekte mit den akademischen Diskursen verschränken, die genau diese Konstellationen in den Blick nehmen. Angesichts des aktuellen *Backlash*, von McRobbie vorab präzise analysiert, mag diese Einschätzung zwar als *leap of faith* erscheinen. Dennoch ist sie plausibel, obgleich dadurch die Möglichkeitsräume derer, die in der Peripherie verbleiben – wie es Spivak thematisiert –, aus dem Blick geraten.

Die Diskussion darüber, welche Orte künftiger Transformation zu privilegieren sind, wäre jedoch eine strategische, die zu führen hier nicht McRobbies explizites Anliegen ist. Ihr Ausblick auf die Zukunft feministischen Wirkens mag bescheiden anmuten. Er gründet sich aber auf eine zuvor entwickelte Analyse der bestehenden kulturellen Konsolidierung von Herrschaft, die nicht nur gekonnt zwischen den Ebenen medialer Texte und gesellschaftstheoretischer Reflektion wechselt und für ein breites, transdisziplinäres Publikum von Interesse sein dürfte, sondern darüber hinaus dank der Übersetzung von Carola Pohlen, Katharina Voß und Michael Wachholz auch stilistisch lesenswert ist. McRobbies Ergebnisse lassen sich schnell an unzähligen medialen Produkten überprüfen, und Fans von Serien à la *Californication* werden nicht umhin kommen, die antifeministischen Implikationen ihrer Lieblingssendung zur Kenntnis zu nehmen, nachdem sie das Buch gelesen haben.

So überfällig eine kritische Untersuchung der vergeschlechtlichen Subjektivierungsprozesse im Neoliberalismus war, so wünschenswert wäre allerdings auch eine Vertiefung ökonomisch begründeter Kritik der Geschlechterverhältnisse im Kapitalismus gewesen. Das Wissen um die Bedeutung unbezahlter Reproduktionsarbeit für die Produktion als selbstverständlich voraussetzen, mag eine Folge der Institutionalisierung von Geschlechterforschung oder *Gender Studies* sein. Gerade für die jungen Frauen und Nachwuchsakademikerinnen, die McRobbie einerseits als symptomatisch für den Typus der „globalen Frau“ in den Blick nimmt, andererseits auch hoffnungsvoll als Subjekte kommenden Wandels anruft, ist eine schweigende Historisierung dieser marxistischen Aspekte feministischer Kritik aber nicht hilfreich.

Dagegen stellt insbesondere McRobbies Aktualisierung psychoanalytischer Theoreme eine Stärke der Studie dar. Erstaunlicherweise hat der *iconic turn*, der mittlerweile nicht nur in den Geistes- und Sozialwissenschaften, sondern auch in den Naturwissenschaften Effekte zeitigt, bisher kaum auf deren Erkenntnisse in Bezug auf den Konnex zwischen Bildern, Sehen und Wahrnehmung und Identifikation und Begehren zurückgegriffen. Dabei ist diese Perspektive höchst fruchtbar, vermag sie doch das Zusammenwirken ökonomischer Makro- und Mikroebenen, also der individuellen, psychischen und der gesellschaftlichen Ökonomie auf eine Weise zu lesen, die eine kritische Lesart der gegenwärtigen Konsumkultur einführt, ohne an deren ledig-

lich moralische Verdammung, wie sie in weiten Teilen der globalen Gegenkultur gängig ist, anschließen zu müssen. Darüber hinaus könnte diese Perspektive auch ermöglichen, das Ausbleiben einer materialistischen Analyse der neoliberalen Geschlechterverhältnisse zu überwinden und die vergeschlechtliche und rassifizierte globale Arbeitsteilung auf die wissenschaftliche Agenda zu setzen. Wie Donna Haraway als große Denkerin theoretischer Entwürfe, die über herrschende Dualismen hinausweisen, es formulierte: „Who cleans up the shit in a companion species relationship?“ (Donna Haraway (2004): *A Kinship of Feminist Figurations*, in: Dies.: *The Haraway Reader*, London/New York, S. 321–342; hier S. 317)

Eben dieses vom-Kopf-auf-die-Füße-stellen leistet *Top Girls* zumindest schon für die *Cultural Studies*, deren Vertreter_innen gern – oft durchaus zu Recht – für ihre Überbetonung der widerständigen Potentiale kultureller Praktiken kritisiert werden: Das Moment der Kontingenz wie auch die begrenzten Handlungsräume der vermeintlich widerständigen Subjekte erhielten so in der wissenschaftlichen Rezeption allzu leicht Vorrang gegenüber jenen Aspekten, die in Bezug auf gesellschaftliche Machtverteilung eher konsolidierende Wirkung haben. Dass aber gerade die dominante Lesart kultureller Texte Aufschluss über zeitgenössische Machtverhältnisse und die Rolle der Kulturindustrie für deren Erhaltung zu geben vermag, zeigt die Studie auf eindrückliche Weise.

McRobbies besondere Leistung besteht jedoch darin, nicht nur die gegenwärtige Position des Feminismus im Gesamtkontext gesellschaftlicher Transformationen zu analysieren, sondern dessen Abwicklung im Zuge dessen gleichzeitig entgegenzuwirken. Indem sie die Forschungen zahlreicher feministischer Theoretikerinnen neu rezipiert und ihre Bedeutung für aktuelle Phänomene herausstellt, arbeitet sie zum einen der zeitgenössischen Reduktion ‚des‘ Feminismus entgegen, der verkürzt wird auf scheinbar maßlose, destruktive Forderungen von sich selbst viktimisierenden „Männerhasserinnen“. Angesichts des breiten Spektrums oft widersprüchlicher feministischer Positionen zu einem Thema wird deutlich, dass die pauschale Abwertung ‚des‘ Feminismus auf einer unzulässigen Vereinheitlichung beruhen muss. Zum anderen demonstriert McRobbie in solchen Transfers die analytische Schärfe und mögliche Aktualität der herangezogenen Theorien und macht damit klar, dass die Musealisierung der feministischen Bewegung keine Notwendigkeit der Geschichte, sondern eine politische Maßnahme der Gegenwart ist – und damit auch veränderbar.

Antonia Schmid

Regina Brunnett: Die Hegemonie symbolischer Gesundheit. Eine Studie zum Mehrwert von Gesundheit im Postfordismus. Bielefeld: transcript 2009, 374 S., € 33,80

Schlagwörter wie lebenslanges Lernen, Selbstoptimierung, Flexibilität oder Risikobereitschaft werden in den letzten Jahren oftmals unter dem unpräzisen Begriff des Humankapitals zusammengefasst. Für die Erziehungswissenschaft und ihre Bedeutung in der Geschlechterforschung stellt sich die Frage, welchen Einfluss die Anrufung der ständigen Selbstüberwachung auf das Subjekt hat und welche Rolle Geschlechterunterschieden dabei zukommt. Die Vermutung liegt nahe, dass diese im Zuge umfassender gesellschaftlicher Transformationen im Postfordismus gar nicht mehr auf dem Plan stehen und viel eher unter dem Deckmantel „Diversity“ zum Verschwinden gebracht werden.

Regina Brunnett richtet den Schwerpunkt des Buches *Die Hegemonie symbolischer Gesundheit. Eine Studie zum Mehrwert von Gesundheit im Postfordismus* nicht entlang dieser Fragen aus. Ihre inhaltlichen Ausführungen zum Postfordismus und die damit verbundenen Vorstellungsveränderungen in Bezug auf Gesundheit, Politik und Produktion liefern aber wertvolle Ideen, die auch für die Erziehungswissenschaft Berücksichtigung finden können.

Die Autorin führt in *Kapitel 1* in die Theorie der Regulation und Akkumulation ein und zeigt anhand des durch Gramsci geprägten Begriffes der Hegemonie, wie sich im Zuge der Umwandlung vom Fordismus zum Postfordismus eine immer stärkere Differenzierung von Lebensstilen herauskristallisiert hat. Die Proklamation eines *homo oeconomicus* als Unternehmer seiner selbst wird dabei mit dem Abbau des sozialen Sicherungssystems (Schlagwort „Re-Privatisierung“) in Beziehung gesetzt, womit gleichzeitig der theoretische Rahmen für das folgende Kapitel gelegt wird.

Der Schwerpunkt von *Kapitel 2* liegt in der Darstellung einer neuen Kultur von Gesundheit im Postfordismus. Von der Autorin wird aufgezeigt, wie die Popularisierung alternativer Gesundheitspraktiken die kulturelle Grenze zwischen Kultur und Natur erodieren lässt, womit eine wesentliche Bedingung erfüllt ist, Gesundheit zu ökonomisieren und als politisch umkämpftes Feld in die Gesundheitspolitik einfließen zu lassen. Durch das neue Leitbild der gesunden Selbstmodellierung gewinne Gesundheit symbolische Bedeutung, welche u.a. durch Konsum Mehrwert produziere und Parallelen zum Leitbild des Unternehmers seiner selbst aufweise. „Die Dynamik der Reproduktion *symbolischer Gesundheit* speist sich daraus, dass Gesundheit als symbolisches Kapital unter Bedingungen der Verschärfung von Wettbewerb und Konkurrenz im Arbeitsbereich, aber auch der Generalisierung des Wettbewerbs als Vergesellschaftungsform, der beständig der Möglichkeit der Entwertung ausgesetzt ist“ (S. 102).

In *Kapitel 3* wird unter hegemonietheoretischer Perspektive der Rahmen für die spätere Diskursanalyse vorgestellt. Brunnett bezieht sich dabei auf den dynamischen Regulationsbegriff von Bob Jessop und in weiterer Folge auf die methodischen Grundlagen der *Critical Discourse Analysis (CDA)* von Norman Fairclough. Sie erweitert den Analyserahmen um die politikwissenschaftlichen Konzepte von *Polity*, *Policy* und *Politics*, um damit eine Brücke zwischen Diskursen zu Gesundheit und konkreter politischer Praxis zu schlagen.

Mit dem Konzept der *Interdiskursivität* werden in *Kapitel 4* von der Autorin politische Texte die an die Öffentlichkeit gerichtet sind und antagonistische Positionen beziehen, auf ihre Verschränkungen hinsichtlich diskursiver und politischer Praktiken untersucht.

Ausgehend von Texten als Einzelfall (*Kapitel 5*) rekonstruiert Brunnett auf verschiedenen Ebenen wie sich Repräsentationen innerhalb eines Diskurses regeln, wie diese durch die Praktiken der politischen Akteurinnen und Akteure produziert werden und wie diese unterschiedlichen Repräsentationen verdichtet und miteinander verbunden werden. Ein besonderes Augenmerk wird dabei auf Metaphern als politischer Praktik zur Produktion solcher Repräsentationen gelegt.

Die empirische Untersuchung von politischen Texten aus dem Kontext des Arbeitsschutzes (*Kapitel 6*) ergibt zwei gegensätzliche Positionen und, damit verbunden, unterschiedliche Praktiken der Politisierung. Es zeigt sich, dass sich eine „Gesundheit zur Norm“ auf der einen Seite und ein *Governance-Modell* von „Gesundheit als Humankapital“ auf der anderen Seite gegenüberstehen. Den zweiten Fall identifiziert Brunnett als „politische Kultur der Harmonie“, in der Konflikte nicht thematisiert werden und eine dyshegemoniale De-Politisierung stattfindet. Gerade dadurch werde Humankapital zur strategischen Praxisbeeinflussung geeignet.

Ob wirtschaftliche Ziele und Humanisierung tatsächlich ohne Konfliktlinien auskommen, wird in *Kapitel 7* von Brunnett kritisch hinterfragt. Der positiv konnotierte Humankapitalbegriff ist für die Autorin auf die enge Verknüpfung mit symbolischer Gesundheit zurückzuführen. Am Beispiel psychischer Erkrankungen zeigt Brunnett, wie diese die Kehrseite der Bedeutung von Humankapital für postfordistische Wertschöpfung repräsentieren und strukturelle Widersprüche der postfordistischen Regulationsweise aufzeigen. Gesundheit besitze demnach keine entlastende Funktion mehr, sondern würde über hegemonial eingebettete, ätiologische Diskurse wesentlich die politische Praxis anleiten. Hier kommt die Autorin nochmals auf den Ansatz der Selbstmodellierung zurück und zeigt, dass gegenwärtig vor allem mit zwei Krankheitsursachen operiert wird: mit der Fähigkeit des Individuums, Krankheit selbstregulierend zu begegnen und dem Willen zur Gesundheit, was die Verantwortung für Krankheit und Gesundheit direkt auf die Leistungsbereitschaft des Individuums überträgt. Beide Ursachen wirken disziplinierend auf das Individuum, insofern damit der Druck steigt, einerseits sozial anschlussfähig zu sein und andererseits

nicht von sozialem Ausschluss bedroht zu werden. Konflikte und Probleme werden zugunsten selbstoptimierender Strategien ersetzt, was mit der politischen Kultur der Harmonie in Gleichklang steht.

Ungleichheitsverhältnisse entlang von Geschlecht, Klasse, Ethnie oder Status werden von Brunnett als im Hegemoniekonzept involviert betrachtet. Ebenso wird auf die Grenze zwischen Privatheit und Öffentlichkeit hingewiesen, sowie auf die fordistisch geprägte männliche Normalarbeitszeit. Eine nähere Differenzierung dieser Ungleichheitsverhältnisse und die explizite Einbeziehung nach wie vor bestehender androzentrischer hegemonialer Kräfteverhältnisse bleibt allerdings aus der Diskussion weitgehend ausgeschlossen. Hier stellt sich die Frage, ob dieser Ausschluss nicht auch als paradigmatisches Beispiel für die derzeitige Auseinandersetzung mit Ungleichheitsverhältnissen gelesen werden kann, welche – wie bereits zu Beginn kurz erläutert – immer mehr verflüssigt und damit unlesbar werden.

Ich möchte nicht bestreiten, dass es im Zuge neoliberaler politischer Programme nicht auch zu positiven Veränderungen innerhalb von Geschlechterverhältnissen gekommen ist. Die Verwischung privater und öffentlicher Grenzen, die Schwerpunktlegung auf immaterielle Arbeit und die Anrufung der eigenen Ressourcen zur Steigerung des Humankapitals verweisen allerdings auf neue Formen der Grenzziehung zwischen Ausschluss und Einschluss, die im Wesentlichen nach wie vor auf fordistischen Vorstellungen der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern aufbauen. Die neuen Entgrenzungspraktiken rekurren jedoch nicht mehr auf Ideen über die Natur der Geschlechter, sondern speisen sich aus neoliberalen Vorstellungen des Kapitals und der Unterscheidung zwischen brauchbar bzw. leistungsfähig einerseits und fehlender Wettbewerbsfähigkeit andererseits. Die Gefahr, durch diese neue Subjektivierung Geschlecht zu neutralisieren ist meiner Ansicht nach nicht zu unterschätzen, zumal die Negierung von Konfliktlinien, wie sie auch im von Brunnett identifizierten *Governance-Modell* vorgestellt wurden, fraglich werden lässt, ob Geschlechterdemokratie unter diesen Vorzeichen noch vorangetrieben werden kann.

Zusammenfassend bietet das Buch von Regina Brunnett sowohl theoretisch als auch methodisch eine interessante Lektüre und ist nicht nur innerhalb der Sozialwissenschaften lesenswert. Die Komplexität der verschiedenen mit einander verwobenen Ansätze ist für Leserinnen und Leser, die mit dieser Thematik Neuland betreten, sicher eine Herausforderung und bedarf daher einer näheren Auseinandersetzung und Kommentierung. Brunnetts inhaltliche und methodische Ausführungen bieten dabei gerade für die Erziehungswissenschaft gute Ansätze für die Betrachtung von Gesundheit als Humankapital, wenngleich dafür die explizite Einbeziehung von Geschlecht und anderer trennender Klassifikationen mit einbezogen werden müssten.

Verena Bruchhagen/Iris Koall/Beate Kortendiek/Julia Nentwich/Ursula Offenberger (Hrsg.): GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft. Geschlechtertheorie und Diversity Management. H. 2, 2. Jg., 2010, 157 S., € 18,90

Die Herausgeberinnen der Zeitschrift *Gender* legen mit dem zweiten Heft dieses Jahres eine aufschlussreiche und gelungene Komposition vor, bestehend aus fünf Beiträgen mit dem Schwerpunkt Geschlechtertheorie und Diversity Management. Ergänzt wird der Themenschwerpunkt mit Aufsätzen aus Forschung, Politik und Praxis. Zudem werden in der Zeitschrift unter anderem im offenen Teil ein Beitrag von Manuela Gamsjäger zum Thema *Sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz* präsentiert und Tagungsberichte, zum Beispiel von Marianne Kriszio über die im Februar in Hamburg veranstaltete Fachtagung mit dem Titel *Wissenschaft und Geschlecht. Karrieren und Barrieren auf dem Weg an die Spitze*. Abgerundet wird diese Ausgabe mit vier Rezensionen.

Die steigende Relevanz von Gender- und Diversity-Management als gleichstellungsorientiertes Praxisfeld innerhalb der Geschlechterforschung und -politik haben die Herausgeberinnen zum Anlass genommen, eine grundlegende Auseinandersetzung mit diesen Instrumenten zu führen und diesen gleichsam den Schwerpunkt der Zeitschrift zu widmen. Zudem nennen die Herausgeberinnen im Vorwort als eine weitere Intention für die Bearbeitung des Themas die Weiterentwicklung von Verbindungslinien zwischen Geschlechtertheorie und Diversity Management-Praxis.

Zu den Artikeln im Einzelnen: Die Autorinnen der Zeitschrift nähern sich dem Konzept Diversity Management aus verschiedenen Perspektiven. Eröffnet wird der Themenschwerpunkt mit dem Beitrag von Nathalie Amstutz *Diversity Management: theorie- und politikfern? Für Mehrstimmigkeit in der Konzeptualisierung von Diversity Management*. Amstutz stellt aktuelle Bezüge zwischen dem Konzept des Diversity Managements und Intersektionalität einerseits sowie Intertextualität andererseits her und überprüft den Diversity-Ansatz auf sein kritisches Potential. Diese Überprüfung geschieht in der Analyse der Begriffe Anerkennung, Repräsentation und Empowerment, die als Zielsetzungen einiger Diversity-Konzepte anvisiert sind. Der Aufsatz kann als ein Plädoyer gelesen werden, welches die Forderung nach einer Bearbeitung der Aussagekraft des Diversity Management-Konzepts aus politikwissenschaftlicher, (organisations-)soziologischer, rechtlicher und betriebswirtschaftlicher Perspektive beinhaltet. Amstutz möchte so die Wirksamkeit des Konzepts plausibilisieren. Die Intention des Plädoyers zeigt deutlich die ökonomische Perspektive, die mit der Implementierung von Diversity-Management in Organisationen einhergeht. Ihr gelingt es nicht

vollständig, sich von dieser Perspektive zu lösen und gleichsam für den Nutzen des Konzepts zum Abbau sozialer Ungleichheiten einzutreten. Vor diesem Hintergrund ließe sich nun fragen: Wo ist denn nun das kritische Potential des Diversity Management-Ansatzes?

Edelgard Kutzner knüpft an die Ausführungen von Amstutz an und denkt sie weiter, indem sie sich mit Diversity Management im Spannungsfeld von Ökonomisierung und Gleichstellungspolitik beschäftigt. Einleitend stellt sie die durchaus anfechtbare These auf, dass es sich bei Diversity Management um ein ökonomisches Modell und eben nicht um ein Konzept von Chancengleichheit handelt. Weiterhin präsentiert sie ein von ihr entwickeltes Tool, das Unternehmen die Möglichkeit zur Selbsteinschätzung von Strukturen und Handlungsweisen bietet, ihnen die Möglichkeit gibt, sich über das Thema Diversity zu informieren und die Diversity-Kompetenz zu fördern. Am Ende ihrer Ausführungen votiert Kutzner dafür, Machtfragen und Ungleichheitsreflexionen im Horizont von Diversity Management mitzudenken. Dadurch könne, so die Autorin, Diversity Management zu einem umfassenden betrieblichen Konzept von Ökonomie und Chancengleichheit werden.

Ähnlich wie Kutzner nimmt Roswitha Hofmann eine ökonomisch argumentative Perspektive ein und eröffnet in ihrem Beitrag *Lernperspektiven für ein nachhaltigkeitsorientiertes Gender- und Diversitäts-Management*, wobei Lernen als ein alltäglicher und vor allem sozialer Prozess verstanden wird. Hofmann hält eine Verknüpfung zwischen Diversity Management-Konzepten und Ansätzen des nachhaltigen Wirtschaftens für sinnvoll, da Organisationen aktuell immer mehr gesellschaftspolitischen Anforderungen ausgesetzt seien, die sie dazu anhalten, ihr Handeln nicht nur ökonomisch und ökologisch, sondern auch sozial verantwortlich zu gestalten. Deshalb folgt sie der These, dass Veränderungsprozesse auf (Ver-)Lernprozessen basierten. Darin sieht sie die Möglichkeit gesellschaftliche „Treiberfaktoren“ – für Hofmann beispielsweise die Forderung nach Geschlechtergleichstellung – in nachhaltigkeitsorientierte betriebswirtschaftliche Überlegungen stärker einzubeziehen als bisher. Somit versteht sie Diversity als Lernchance für Organisationen und orientiert sich hierbei am „learning and effectiveness“-Paradigma von Thomas und Ely, die dem Lernen von Diversity eine zentrale Bedeutung zuweisen. Hofmann favorisiert das Konzept des „situativen Lernens“ als Verbindung zu den Konzepten *doing gender* und *doing difference*. Dadurch erhofft sie sich, die Reproduktion von Differenzpraktiken in konkreten Machtrelationen sichtbar zu machen.

In ganz anderer, nämlich sportwissenschaftlicher Perspektive setzen Bettina Rulof und Britt Dahmen die Konzepte Gender und Diversity in ein Spannungsverhältnis von Konkurrenz und Verstärkung. Diese Frage verorten sie im Kontext von Sport und Sportwissenschaften, da – so die Annahme der Autorinnen – gerade Sportvereine vor Herausforderungen im Umgang mit der wachsenden sozialen Vielfalt stehen würden. Der Anteil von Frauen, älte-

ren Menschen und Menschen mit Migrationshintergrund sei in den vergangenen Jahren deutlich gestiegen. Daher sei die Erforschung sozialer Ungleichheiten im Sport mit dem Intersektionalitätsansatz sinnvoll, weil die Analyse von nur einer sozialen Kategorie nicht genüge. Weiterhin fordern Rulof und Dahmen für die intersektionale Forschung im Sport die besondere Bedeutung der Strukturkategorie Körper hervorzuheben, die bislang nur unzureichend berücksichtigt worden sei.

Aus einer machtanalytischen Perspektive bearbeitet Heike Kahlert das Konzept Diversity Management innerhalb der triadischen Karriereberatung im Kontext von Wissenschaft und versteht dies als eine Politik der Chancengleichheit. Dabei unterscheidet sie Diversität in personale, organisationale und soziale Vielfalt und nimmt eine normativ politische Argumentationsweise von Gender und Diversity ein. Kahlert entwirft in Anlehnung an Rappe-Giesecke ein triadisches Karriere- und Beratungskonzept, wendet dieses auf Wissenschaftskarrieren an und unterzieht es einer kritischen Reflexion im Horizont von Gender und Diversity.

Die inhaltliche Vielfalt der Aufsätze spiegelt das zugrundeliegende Thema *Diversity Management* wider und bietet interessierten Leser_innen die Möglichkeit, sich durch dieses breit angelegte Spektrum einen Einblick zu verschaffen und weiterhin von aktuell geführten Theoriediskursen beispielsweise zum Konzept der Intersektionalität innerhalb der Geschlechterforschung zu erfahren.

Die in den Beiträgen immer wiederkehrende ökonomische Perspektive liegt eben in der auf den wirtschaftlichen Nutzen ausgerichteten Intention von Diversity Management begründet. Dennoch wäre es wünschenswert, an dieser Stelle eine verstärkte, sowohl gerechtigkeits-theoretisch als auch -politisch orientierte Bearbeitung von Diversity im Kontext von Chancengleichheit und Abbau von sozialer Ungleichheit vorzunehmen. Die Thematisierung von positiven wirtschaftlichen Aspekten im Diversity Management fällt in der Gesamtschau des Heftes doch deutlich zu Ungunsten von Antidiskriminierungspolitik aus. Auch fällt auf, dass vielfach Gender als Hauptkategorie sozialer Ungleichheit angesehen wird. Dies bedeutet, dass mindestens implizit eine Hierarchisierung sozialer Ungleichheitskategorien vorgenommen und somit dem Verständnis von Diversity nicht genügend Rechnung getragen wird. Kutzner etwa erklärt in ihrem Beitrag die vorwiegende Fokussierung auf das Verhältnis von Gender und Diversity durch den bereits breiten und kontrovers geführten Diskurs.

Zu fragen bleibt allerdings, wie der Begriff *Diversity* überhaupt gehandhabt werden kann, da sich die Diversity-Kategorien als äußerst komplex darstellen und die Benennung einzelner Strukturkategorien andere vernachlässigt und in den Hintergrund treten lässt. Um Gender zu anderen Ungleichheitskategorien in Verhältnis setzen zu können, äußern viele Wissenschaftler_innen Bedenken, dass die Kategorie Gender im Diversity-Konzept verschwinden

und an Bedeutung verlieren könnte. In diesem Sinne könnte die vorrangige Thematisierung von Gender mit einer Entnennung u.a. kulturalisierter Differenzlinien einhergehen. Darauf verweisen etwa postkoloniale Einwände, die als eine Gegenbewegung zu dieser ‚Sorge‘ und Rückfall hinter den erreichten Stand der Debatte um die Gewichtung von Benachteiligungskategorien gedeutet werden können.

Zum Schluss bleibt festzuhalten, dass das Anliegen der Herausgeberinnen, Verbindungslinien zwischen Geschlechtertheorie und Diversity Management-Praxis aufzuzeigen und weiterzuentwickeln, nicht im vollen Umfang eingelöst wird. Gleichwohl stellt sich diese Ausgabe der Zeitschrift *Gender* hinsichtlich des benannten Schwerpunkts Ökonomie als lesenswert dar. Die große Stärke des Heftes besteht darin, kenntnisreich in das Thema einzuführen und weiterzudenken, so werden die Leser_innen dazu angeregt den Diskurs um Geschlechtertheorie und Diversity Management fortzusetzen.

Miriam Mauritz

**Sünne Andresen/Mechthild Koreuber/Dorothea Lüdke
(Hrsg.): Gender und Diversity: Albtraum oder Traumpaar?
Interdisziplinärer Dialog zur „Modernisierung“ von
Geschlecht und Gleichstellungspolitik. Wiesbaden: VS
Verlag für Sozialwissenschaften 2009, 260 S., € 39,95**

In den Gouvernamentalitätsstudien erklärt Foucault, wie sich seinerzeit in der neoliberalen Arbeitsanalyse ein ebenso spannender wie brisanter Paradigmenwechsel von einer kapitalismuskritischen „historischen Prozeßlogik“ zu einer kompetenzbasierten, auf die ganze Person des Subjekts zugreifenden „Analyse der internen Rationalität, der strategischen Planung der Handlungen von Individuen“ (Foucault, Michel: *Geschichte der Gouvernamentalität II. Die Geburt der Biopolitik*, Frankfurt a.M. 2004, S. 310) abzeichnete. Unter dem Stichwort Humankapital ergab sich das Verständnis von Arbeit als einer subjektiven, unternehmerisch dem Kompetenzbereich von Individuen zugehörigen Größe. Mit dieser Entwicklung und unter der fortschreitenden Verquickung von *Gender Mainstreaming (GeM)* und *Diversity Management (DiM)* zu *Gender Marketing* gerät der Mensch, insbesondere die Frau, als biopolitisch zu vermarktendes, nicht vollständig genutztes humanes ‚Kapital‘, d.h. als Ensemble von angeborenen oder erworbenen Kenntnissen, Erfahrungen, Fertigkeiten und Fähigkeiten in den Mittelpunkt der neoliberalistischen Marktlogik. Freilich, der zunächst wertneutrale Gedanke und die historisch lange vorfindbare (Ver-)Wertungsweise des Menschen als Kapital ist

zwar nicht neu (vgl. Scheler, Max: Gesammelte Werke. Politisch-pädagogische Schriften, Bern 1982, S. 619f.), doch ob die unhinterfragte politische, wissenschaftliche und ökonomische Befürwortung der Vermählung des nach langen politischen Kämpfen errungenen, auf eine geschlechtergerechte Gleichstellungspolitik abzielenden *Top-down-Instruments* *GeM* mit dem ökonomisch orientierten *DiM* angebracht oder ob besser deren strikte Trennung einzuhalten sei, damit beschäftigen sich die Artikel des Tagungsbandes.

Unter der kritischen Beleuchtung der Subjektivierung von Arbeit in der Wissensgesellschaft und mit Rekurs auf den Amsterdamer Vertrag von 1999, der auf administrativ-hierarchischer Ebene *GeM* als Instrument zur Gleichstellung der Geschlechter verankerte, begründet Michael Meuser in seinem Beitrag *Humankapital Gender. Geschlechterpolitik zwischen Ungleichheitssemantik und ökonomischer Logik* sehr differenziert und komplex die Dialektik, Attraktivität und Gefahren der Kombination von *GeM* und *DiM*, indem er die „Erweiterung des Genderdiskurses“ um eine „ökonomische Semantik“ (S. 96) als problematisches, dennoch verheißungsvolles Mittel zur „Reduktion von Ungleichheit zwischen den Geschlechtern“ (S. 106) betrachtet. Während *GeM* Gleichstellungspolitik aus der Randständigkeit in den Mittelpunkt von Organisationen brachte und die Inklusion von Frauen und Männern fokussiert, knüpft *DiM* an die schon lange aufgekommene Notwendigkeit, strukturell bedingte Ungleichheitslagen der Geschlechter aus intersektionaler Sicht zu analysieren. Obwohl in der organisationalen Umsetzung die Befragung der Geschlechtslage ressourcenorientiert auf Potenziale und multiple Fähigkeiten abzielt und damit auch berufliche Gleichstellung initiiert, birgt die marktlogische Betrachtung von Geschlecht als Humankapital, weil sie einseitig weiblich konnotiert wird, die Gefahr der Reifikation hegemonialer Männlichkeit.

Entschieden lehnt Tove Soilands *Gender als Selbstmanagement. Zur Reprivatisierung des Geschlechts in der gegenwärtigen Gleichstellungspolitik* *DiM* als geeignetes Mittel zur Gleichstellung ab, denn nach ihrer Sicht akzentuiere und markiere das Konzept in der marktlogischen Orientierung an Gender die letzte Etappe eines verengenden Prozesses, der zunehmend vom erwünschten „Zugang beider Geschlechter zu den Ressourcen Zeit, Geld, und Entscheidungsmacht“ (S. 37f.) abrückt. Ihre Kritik betrifft mehrere Punkte: Die systematische Unklarheit von *DiM*, das mit dem Ziel der Freilegung der Einmaligkeit der Individuen unter „Freisetzung von Vielfalt“ ungewollt und geradezu aporetisch hierarchisierende Differenz erzeuge. Dem Anspruch, Strukturen zu verändern, werde das Konzept deswegen nicht gerecht, weil es erstens nicht freilegt, welche Strukturen überhaupt Geschlechtersegregation erzeugen, und zweitens mit „Personalpolitik die strukturpolitische Ebene vollkommen vernachlässigt“ (S. 40), damit strukturelle Idiosynkrasien der Benachteiligung geradezu katalysiere. In der selbsttechnologischen Suggestion, Genderkonstruktion liege unternehmerisch in der Hand der Individuen, reprivatisieren *GeM* und *DiM* strukturelle Zwänge und stellen sie täuschend als individuell auflösbare

Strukturen dar. Überzeugend ist ihre an weiblich besorgten Care-Tätigkeiten veranschaulichte Beanstandung der Reprivatisierung des Politischen.

Claudia von Braunmühls Beitrag *Diverse Gender – Gendered Diversity: Eine Gewinn-und-Verlust-Rechnung* zeichnet am genauesten die Ursprünge und Entwicklung von *GeM* im Kontext der internationalen Frauenbewegung nach. Auffallend ist ihre Kontextuierung von *Diversity* – als kritisches Prinzip der Vereinigung von Vielfalt in der Einheit (*unity in diversity*) – in *GeM*. Es sei eine Tautologie und obsolet, ein Prinzip, das von Anbeginn an konzeptuell in *GeM* verankert, das zudem zwar in den oberen, jedoch nicht den obersten Managementebenen anzusiedeln ist, begünstigen zu wollen. Zweifellos, wenn auch nicht undifferenziert ablehnend, begreift sie *DiM* als deutlich unterlegenes Konzept, das lediglich unter Zugriff auf weibliche Subjektivität der Gewinnmaximierung diene. Auch Susanne Schröters Aufsatz *Gender und Diversität. Kulturwissenschaftliche und historische Annäherungen* liefert unter dem Aspekt der Teilhabe am ökonomischen, kulturellen und sozialem Kapital eine sehr lesenswerte feministische Synopse der Entwicklung von *GeM* und *DiM*. Vor dem Hintergrund, dass Ethnie und Religion über das Geschlecht hinaus Barrieren konstruieren und so unabdingbar den Ausbau der *DiM*-Perspektive erforderlich machen, geben Schröters Ausführungen einen erhellenden Einblick darin, wie hegemoniale, eurozentristische Weiblichkeiten den ethnisch und religiös pluralisierten Genderdiskurs konterkarieren.

Eindeutig für die Vernunftfehe zwischen *GeM* und *DiM* als konkurrierende, eigenständige, komplementäre Konstrukte spricht sich Gertraude Krell in ihrer Analyse *Gender und Diversity. Eine ‚Vernunftfehe‘ – Plädoyer für vielfältige Verbindungen* aus. Krells empirische Befunde belegen die Notwendigkeit der Implementierung von *DiM*. Sie zeigt unter anderem, dass die Allokation von statusreichen Positionen an Frauen gerade dort erfolgen kann, wo dies am wenigsten antizipiert werden könne. Auch wenn im Humankapitaldiskurs von der humankapitalistischen Nutzbarkeit weiblicher Kompetenzen die Rede ist, so entfaltet Krells Beitrag instruktiv, inwieweit ein selektiver eurozentristischer Habitus bis dato nachhaltig determiniert, *welches* Frauenbild der Logik des Humankapitals zugrunde liegt. Es wird klar, dass nicht allein Geschlecht, sondern weitere Ungleichheiten Benachteiligung generieren. Diese werden aber im *DiM* berücksichtigt. Folglich begrüßt Krell *DiM* wenigstens auf Ebene der Personalpolitik als wirksames Instrument der Integration. Dabei sollten selbst Umsetzungsprobleme nicht vorschnell als ‚Schwäche des Konzepts‘ ausgelegt werden. Nicht zuletzt aufgrund des seit 2006 greifenden *Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes* (AGG) illustriert Günther Vedder in *Diversity Management: Grundlagen und Entwicklungen im internationalen Vergleich* in einem international vergleichenden Zugang (USA, Deutschland, Australien) detailliert, welche Dimensionen *DiM* umfasst und wie es als Motor für heterogene Belegschaften zum Einsatz kommt, somit für ethnische Vielfalt sorgen und Individuen ressourcenorientiert gleichberechtigte Teilhabe an Beschäftigungsver-

hältnissen ermöglichen kann. Wenngleich dieser Rahmen keinen Platz für die würdige Besprechung der im Tagungsband beschriebenen Projekte bietet, so sei im internationalen Diskurs ausdrücklich auf die informationsreiche Dokumentation des Versuchs von Debra M. Meyerson und Deborah M. Kolb hingewiesen, feministische Theorie aus der trockenen Stube der Wissenschaft herauszuholen und diese in betriebliche Praxis umzusetzen. Das Projekt erörtert sehr klar, mit welchen konkreten Problemen sich AkteurInnen bei der Anwendung von Genderinstrumenten in der Praxis konfrontiert sehen.

Sehr ausgewogen, weil konkret auf Erfolge und Probleme der sozialpolitischen Implementierung von *GeM* hinweisend, ist der Beitrag *Diversity als Herausforderung für die Sozialpolitik* von Barbara Riedmüller und Dagmar Vinz. Sie arbeiten aus Forschungsergebnissen zu Lebenslagen von Frauen und Männern „explizite“ und „implizite Genderbezüge“ heraus. Explizite Genderbezüge wären dabei solche, die deskriptiv und analytisch „Unterschiede zwischen den Geschlechtern“ und ihren Lebenslagen herauskristallisieren, somit konkrete theoretische und politische Aktionsflächen für Gleichstellungsarbeit bieten. Hingegen beleuchten implizite Genderbezüge „strukturell-symbolische Dimensionen von Geschlechterverhältnissen“ (S. 66), indem sie Schiefen und blinde Flecken der Sozialpolitikforschung dekonstruieren. Der Vermählung von *GeM* und *DiM*, die komplementäre Forschungsfelder abdecken, sehen die Forscherinnen freudig entgegen, da *DiM* verspricht, die durch Globalisierung und Zuwanderung verursachten Herausforderungen an den Arbeitsmarkt durch Vielfalt in der Erwerbsbevölkerung anstatt durch Ideen von Homogenität aufzulösen.

Nahezu alle Beiträge implizieren, dass die Aufgabe von *GeM* als *Top-down*- Gleichstellungsinstrument ein nicht hinzunehmender Verlust wäre. Dennoch legen nicht wenige Analysen und aufgeführten Befunde nahe, dass *DiM* eine berechnete und komplementäre Steuerungsmacht hinsichtlich der Verpflichtung zur Herstellung von Chancengleichheit in allen Lebenslagen zuzuschreiben sei, weil es Ungleichheiten freilege und die Anerkennung von Differenzen fordere, die von der Kategorie Geschlecht allein nicht erfasst werden. Es wäre zu wünschen, dass der hier begonnene kritische Diskurs angemessene Fortsetzung in allen gesellschaftlichen Bereichen fände. Dies umso mehr, da das von Foucault referierte neoliberale Verständnis von Arbeit vorab den Eindruck humaner Ressourcenorientierung der Wirtschaft und Selbstverantwortung des Subjekts erweckt, die ökologische Semantik des Diskurses und die soziale Wirklichkeit indessen eher nahelegen, dass die mit dem Ansatz verbundene „Umkehrung des Verhältnisses des Sozialen zum Wirtschaftlichen“ (Foucault, Michel: *Geschichte der Gouvernementalität II*, a.a.O., S. 332) weniger einen verantwortungsbewussten Umgang mit Humanressourcen, sondern vielmehr die Verwertung des Menschen nach reiner Marktlogik zur Folge hat.

Marianne Frieze (unter Mitarbeit von Eva Anslinger, Ilka Brenner, Dorothea Piening, Sabine Pregitzer, Barbara Thiessen, Michael Walter): Kompetenzentwicklung für junge Mütter. Förderansätze der beruflichen Bildung. Bielefeld: W. Bertelsmann Verlag 2008, 246 S., € 29,90

Das hier zu besprechende Buch ist in einem Projektteam unter der Gesamtkonzeption von Marianne Frieze entstanden und fasst die Ergebnisse einer Reihe von transdisziplinären Projekten zusammen, die seit dem Jahr 2000 vorbereitet und dann kontinuierlich umgesetzt, erweitert und ergänzt wurden. Grundlage bildet das Forschungs- und Entwicklungsprojekt MOSAIK „Kompetenzentwicklung für junge Mütter. Zur Kooperation von Beratung, Ausbildung und Beruf“. In theoretischer, empirischer und praxisorientierter Perspektive werden die Lebenswelt und Ausbildungssituation von jungen Müttern in den Blick genommen und damit in der Berufspädagogik erstmals umfassend dargestellt. Die Relevanz und Einordnung des Buches wird im Folgenden vor dem Hintergrund berufspädagogischer (Handlungs-)Forschung vorgenommen.

Der Band bilanziert in deskriptiver und präskriptiver Weise die Projektzusammenhänge, die auf forschendes Problemlösehandeln in der Berufsbildungspraxis zielen. Berufsbildung als soziale Praxis und Berufsbildungsforschung als soziales System reagieren wechselseitig aufeinander. Diese Responsivität zeigt sich unter anderem in den dargestellten Evaluationen und Gestaltungsempfehlungen, die in die Praxis der Bildungsarbeit mit jungen Müttern zurückgespiegelt und in Kooperationen und Netzwerkstrukturen verortet wurden. Der Anspruch auf Erkenntnisgenerierung steht bei diesem Forschungstypus im Spannungsfeld zum Anspruch auf Gestaltung und Intervention im Praxisfeld.

Zielgruppenspezifische Ansätze zielen bildungspolitisch auf die Erweiterung der Partizipationsmöglichkeiten und bildungspraktisch auf ein verbessertes (didaktisches) Passungsverhältnis zwischen Lern- und (Aus)Bildungsangeboten und den spezifischen Lebenslagen und Lernbedarfen typisierter Zielgruppen. Zur Frage, wie sich die Ausbildungssituation von jungen Frauen und Männern mit Familienverantwortung gestaltet, liegen so gut wie keine Erkenntnisse vor. Der Band leistet hier Aufklärung. Dabei richtet sich die Aufmerksamkeit auf die Entwicklung individueller Förderangebote und angemessener professioneller Handlungsstrategien, welche die alltags- und lebensweltlichen Kompetenzen junger Mütter berücksichtigen. In den teils regionalen und teils bundesweiten empirischen Analysen wird auch die gruppeninterne Heterogenität junger Mütter und ihrer Lebenslagen sichtbar gemacht.

Das Projekt MOSAIK unterscheidet sich von traditionellen Ansätzen der Berufspädagogik, die mit ihren Forschungs- und Handlungsfeldern vorwie-

gend an männlichen Erwerbsbiografien als Normalitätskonstitution orientiert ist. In der beruflichen Aus- und Weiterbildung herrschen nach wie vor Perspektiven und Regulationsverfahren vor, die die bestehende geschlechtsspezifische Arbeit und Arbeitsteilung und somit das Geschlechterverhältnis stabilisieren. Ihrem Selbstverständnis nach konzentriert sich die Berufspädagogik bis heute auf die Beobachtung der Entwicklung des dualen Systems der Berufsbildung. Das Projekt MOSAIK arbeitet hingegen interdisziplinär bzw. multiprofessionell. Es integriert gleichermaßen Förderbedarfe der beruflichen Bildung, der Sozialpädagogik sowie der Frühpädagogik mittels Netzwerkstrukturen und interdisziplinären Kooperationen zu einer Förderkette für junge Mütter und ihre Kinder.

Leitkategorie der beruflichen Bildung ist die berufliche Handlungsfähigkeit und damit der Kompetenzbegriff. Kompetenz, verstanden als die Befähigung zu eigenverantwortlichem Handeln in beruflichen, gesellschaftlichen und privaten Situationen, eröffnet aus der Sicht des Projektes Chancen auf die Anerkennung der spezifischen Kompetenzen von jungen Müttern: „Die Vereinbarkeit von Ausbildung und Mutterschaft setzt ein hohes Maß an eigenverantwortlichem Handeln in beruflichen, gesellschaftlichen und privaten Situationen voraus sowie die Fähigkeit, die in komplexen Strukturen vorhandenen Umgebungsressourcen wie auch die eigenen Ressourcen kontinuierlich für die Bewältigung des Alltags in Lebenswelt und Beruf nutzbar zu machen.“ (S. 90). Die fachliche Anerkennung von in der Lebenswelt informell erworbenen Kompetenzen setze jedoch entsprechende „didaktische Reflexionsräume und Erfassungsinstrumente“ (S. 92) voraus, wie sie insbesondere in der Benachteiligtenqualifizierung ausgestaltet wurden. Hier zeigt sich die innovative Sichtweise, die die Problem- und Lebenslagen junger Mütter zum Ausgangspunkt veränderter Handlungsansätze beruflicher Bildung nimmt. Die Darstellung ist von der übergeordneten These geleitet, dass junge Mütter bei qualitativ hochwertiger, professioneller Betreuungsinfrastruktur in der Lage sind, eine Ausbildung zu absolvieren. Damit werden die Voraussetzungen für eine eigenständige Lebensführung und Erwerbstätigkeit geschaffen jenseits von dauerhaften ökonomischen Abhängigkeiten von Transferleistungen und Partnerschaft.

Der Band ist in neun Kapitel gegliedert. Während die einführenden Kapitel zwei und drei zunächst einige theoretische Explorationen zur Lebenswelt und empirische Erkundungen zur Geburtenentwicklung, zu Schwangerschaftsabbrüchen sowie zur sozialen Situation junger Mütter aufzeigen, erfolgt mit dem vierten Kapitel die vertiefte theoretische Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Teilhabechancen von jungen Frauen und Männern im Berufsausbildungssystem. Die gewachsenen geschlechtssegmentierenden Strukturen des Berufsbildungssystems und des Arbeitsmarktes seien Mitursache für die Benachteiligung junger Mütter im System der beruflichen Bildung: „Während die männliche Facharbeiterausbildung mit der Orientierung

am Berufsprinzip und der Entwicklung spezifischer Qualitätsstandards in der dualen Ausbildung vollzogen wird, mündet die Ausbildung für haushaltsnahe, pflegerische und soziale Frauenberufe auf der normativen Basis der Kulturaufgabe der Frau vornehmlich in vollzeitschulische Formen mit einem geringen Status an Standardisierung, formaler Bildung, Professionalisierung, niedriger Wertschätzung und Entlohnung.“ (S. 75). Die hier beschriebenen entfalten Segregationen haben sich bis heute auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt verfestigt. So weist auch der aktuelle Berufsbildungsbericht 2010 aus, dass Frauen mit rund 42 % Anteil im dualen System in geringerem Maße vertreten sind als Männer. Zudem konzentrieren sie sich dort auf wenige Ausbildungsberufe. Im vollzeitschulischen Ausbildungssystem, welches auf dem Arbeitsmarkt in der Regel weitaus schlechtere Berufs- und Aufstiegschancen gewährt, finden sich hingegen überwiegend Frauen. Das institutionelle Gefüge des Berufsbildungssystems bildet den gesellschaftlichen Wandel in den Wertorientierungen und Lebenslagen nicht ab: „Haben sich die Familienstrukturen gesellschaftlich weitgehend verändert, sind die beruflichen Strukturen und Entlohnungssysteme in ihrer geschlechtsspezifischen Konstruktion bis in die Gegenwart jedoch weitgehend in ihren tradierten Strukturen verblieben“ (S. 78).

Kapitel fünf beschreibt die Netzwerkarbeit als Nachhaltigkeits- und Transferinstrumente, die maßgebliche Qualitätskriterien von berufspädagogischer Forschungs- und Entwicklungsarbeit sind. Kapitel sechs widmet sich dann den Förderansätzen aus der Projektarbeit in der vorberuflichen Bildung, wozu Berufsorientierung (6.1), Berufsvorbereitung (6.2) und Berufswegeberatung (6.3) gezählt werden, wobei die biografischen Kurzporträts zu den Berufswegeberatungen leider unkommentiert bleiben. Die Darstellung tritt in diesem Teil des Buches nicht über den Rahmen des Einzelfalls im Projektzusammenhang oder der spezifischen biografischen Situation hinaus, lässt sich aber als exemplarische Exploration divergenter Lebenssituationen und Konstellationen lesen.

Kapitel sieben analysiert Förderansätze im institutionellen Angebot der beruflichen Bildung. Die Teilzeitberufsausbildung in Betrieben bzw. in überbetrieblichen Bildungsstätten sind hier Neuerungen, die im Rahmen des Projektes untersucht wurden. Eine wichtige Grundlegung für Teilzeitberufsausbildung ist durch ihre rechtliche Verankerung im reformierten Berufsbildungsgesetz (BBiG) von 2005 sichergestellt worden, womit erstmals „lebensweltliche Bezüge im ordnungsrechtlichen Rahmen des Regelsystems beruflicher Bildung thematisiert“ seien, „die eine entscheidende formale Voraussetzung für die Vereinbarkeit von qualifizierter Ausbildung und Kinderbetreuung schaffen“ (S. 177). Trotzdem sei eine Ausbildung in Teilzeit für junge Menschen mit Erziehungsverantwortung eher die Ausnahme, die in der Berufsbildungspraxis auf viele Widerstände stoße. So brachte das Projekt hervor, dass Kammern, Betriebe, Arbeitsagenturen und Bildungsträger die

rechtlich abgesicherte Möglichkeit der Teilzeitberufsausbildung nicht regelhaft umsetzen. Der Band möchte hier mit der Darstellung der Evaluationsergebnisse Lösungen aufzeigen, die konzeptionell in neuen Projekten Berücksichtigung finden sollen.

Im Fazit werden die Analyse und Handlungsempfehlungen zusammengefasst und mit einem Nachwort abgerundet. Das „*Strukturprinzip kumulativer Ungleichheit*“ (S. 220, Herv. i.O.), wie es für die Ausbildungssituation junger Mütter gezeigt wurde, sei durch die reformorientierten Förderansätze und konzeptionellen Neuerungen überwindbar. Von den aufgezeigten innovativen Ansätzen profitieren nicht nur die jungen Mütter, sondern auch die Berufsbildung erfährt eine konzeptionelle und theoretische Bereicherung.

Insgesamt ist der Buchcharakter von der Zusammenführung unterschiedlicher Textsorten wie etwa Projektberichte, statistische Befunde, konzeptionelle Ideen und Evaluationen geprägt. Die Darstellung wechselt entsprechend vom verallgemeinernden Abstraktionsniveau zur konkreten Projekt- und Einzelfallarbeit, von Konzeptionen zu bilanzierenden Reflexionen und bezieht dabei regionale und bundesweite empirische Analysen ein. Hier fehlen gelegentlich Erläuterungen und Rückbindungen zur Übersicht und Orientierung. Irritierend ist an mancher Stelle die Darstellungsform quantifizierender empirischer Ergebnisse, die auf sehr kleinen Fallzahlen beruhen (zum Teil mit $n < 10$), an deren Stelle ausführlichere Falldarstellungen aussagekräftiger und in ihrem Aussagegehalt weitreichender gewesen wären. Der Band eignet sich auch zum Stöbern in den Falldarstellungen und Förderkonzepten und ist für alle ein Gewinn, die zielgruppenspezifisch konzeptionell oder praktisch arbeiten.

Im Spannungsfeld zwischen subjektorientierter Einzelfalldifferenzierung und verallgemeinernder Strukturaussage gilt es, theoriegeleitete Re-Interpretationen zu derartigen Förderansätzen weiterzuführen. Solchermaßen gehaltvolle und tragfähige Referenztheorien zur Systematisierung und Klärung innovativer berufsbildnerischer Praxis finden sich im Reservoir der Berufsbildungsforschung jedoch kaum, was nicht den Autor/inn/en anzulasten ist. Vielmehr stiftet das Buch an, solche theoretischen Zusammenhänge weiter zu erschließen und letztlich die Betrachtung der sozialen Konstitution des Berufsbildungssystems unter der Gender- und Lebensweltperspektive fortzuführen.

Gabriele Molzberger

Ulrike Auga/Claudia Bruns/Levke Harders/Gabriele Jähnert (Hrsg.): Das Geschlecht der Wissenschaft. Zur Geschichte von Akademikerinnen im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M.: Campus 2010, 337 S., € 34,90

Im letzten Jahrzehnt gab es beinahe an jeder nicht erst im Zuge der Bildungsreform in den späten 1960er Jahren gegründeten deutschen Universität Ausstellungen, Festveranstaltungen, Tagungen und Vorlesungsreihen, mit denen an die 100. Wiederkehr eines zentralen Vorgangs in der deutschen Bildungsgeschichte erinnert wurde: an die Zulassung von Frauen als ordentliche Studentinnen.

Dass mit dem Gedenken an diesen simplen Verwaltungsakt vielfältige Aspekte des Themas „Geschlecht und Wissenschaft“ verbunden werden können, zeigt auch ein jüngst von vier Berliner Wissenschaftlerinnen veröffentlichter Sammelband. Dafür haben die Herausgeberinnen 15 Beiträge zusammengefasst, die während des Wintersemesters 2008/09 – zum WS 1908/09 wurde die Frauen als ordentliche Studentinnen an preußischen Universitäten immatrikuliert – in verschiedenen Veranstaltungen präsentiert worden waren. Diese sind in die drei Bereiche geschlechtertheoretisch, historisch und wissenschaftskritisch sortiert worden. Als leitend für den gesamten Band ist die Frage nach der „nachhaltige[n] Wirkmächtigkeit der Kategorie Geschlecht“ vorangestellt, die „bis heute vielen Frauen den Zugang zur Wissenschaft erschwert und ihre Teilhabe an den Spitzenpositionen der Wissenschaft nach wie vor stark einschränkt“ (S. 10).

Im ersten geschlechtertheoretisch orientierten Teil äußert sich zuerst die Romanistin Friederike Hassauer in einer rhetorisch gut aufbereiteten Form über „Die schlaunen Frauen“ (S. 25-42) und stellt dabei die Frage, warum Wissenschaftlerinnen und intellektuelle Frauen immer nur als „Teilbürgerinnen“ der akademischen Welt gesehen werden. Eine Antwort könnte – so ihr Vorschlag – auch über die Historisierung aktueller Probleme gefunden werden. Gerade dies versucht die Historikerin Claudia Bruns in ihren Ausführungen zur Jugendbewegung und Weiblichkeit (S. 43-74). Diese in der Weimarer Republik angesiedelte Debatte führt sie zusammen mit aktuellen Auseinandersetzungen um „F-Klasse“ und „Alpha-Mädchen“ und konstatiert hier eine gewisse Parallele bezüglich der (notwendigen?) Abgrenzung der einzelnen Frauengenerationen in der alten und neuen Frauenbewegung. Die Amerikanistin Renate Hof nimmt in ihrem Beitrag „Merely Culturale?“ (S. 75-89) Bezug auf derzeitige Diskussionen über Kultur und Kulturkritik und fragt konkret: „Welche Rolle spielt Gender für die Kultur als ‚Wissensreservoir‘?“ (S. 76) Während sie in der Reflektion der Konzepte der Öffentlichkeit und der sozialen Organisationen Bereiche ausmacht, in denen Geschlechterforschung sehr wohl substantielle Beiträge leisten kann, ist es für die Juristin Susanne Baer in den „Interventionen in der

Akademie“ (S. 91-109) der Begriff der Gleichstellung, genauer Gleichstellung in der Wissenschaft, welcher in der Genderforschung weiter zu klären ist. Ausgehend von der Unterscheidung „Gleichstellung als Präsenzpolitik“ und „Gleichstellung als Repräsentationskritik“ (S. 91) skizziert sie Tendenzen, die eine Hochschul- und Wissenschaftspolitik nach Jahren der formalen Frauenförderung weiterverfolgen sollte.

Der zweite Teil, in dem die Geschichte(n) studierender Frauen aus den Anfangsjahrzehnten und die Karrieren einzelner Wissenschaftlerinnen thematisiert werden, eröffnet mit einem Beitrag der us-amerikanischen Historikerin Patricia Mazón. Indem sie vergleichend auf die Zulassungsgegebenheiten von Frauen zu den us-amerikanischen Colleges und Universitäten sowie zu den deutschen Hochschulen eingeht, verweist sie zum einen zwar auf die frühe Zulassung von Frauen in den Colleges Oberlin, Wellesley und Bryn Mawr, zeigt aber zum anderen, dass diese vermeintlichen Erfolge von den Rahmenbedingungen der Institutionen und von der Anlage der Studiengänge abhängig waren. Die Beiträge der Germanistin Alexandra Tischel und der Kommunikationswissenschaftlerin Silke Helling fokussieren auf die Biographien zweier Berliner Wissenschaftlerinnen: Die eine, die Germanistin Helene Herrmann, die in ihrem Wirken in der „Wissenschaft jenseits des Berufs“ (S. 127-140) beschrieben wird, steht für eine Gruppe der ersten Studentinnen – bürgerlich, jüdisch, hochmotiviert und von den Eltern unterstützt –, die im späteren Lehrberuf Hervorragendes leisteten. Nach 1933 emigrierten sie oder kamen in den Vernichtungslagern zu Tode. Die andere, die „frühe Journalistin und politische Lobbyistin“ (S. 141-156) Else Frobenius, hinterließ autobiographische Selbstzeugnisse, welche nun zum Ausgangspunkt der Beschreibung der Studienzeit einer baltischen, nationalistisch orientierten Adligen wurden. Mit Arbeitsplätzen jenseits der Universität, nämlich mit denen in der Preußischen Akademie der Wissenschaften, beschäftigt sich die Historikerin Petra Hoffmann (S. 157-182). Sie analysiert Arbeitsbedingungen und Arbeitsstrukturen von 90 Wissenschaftlerinnen, die zwischen den 1890er Jahren und 1950 an der Akademie in den verschiedenen Disziplinen tätig waren. Mit einem anderen Frauennetzwerk im akademischen Bereich befasst sich die Historikerin Christine von Oertzen (S. 183-202). Sie zeichnet zum einen die Geschichte der nach dem Ersten Weltkrieg gegründeten *International Federation of University Women (IFUW)* nach und arbeitet vor allem die transatlantische Unterstützung der Organisation für emigrationswillige Wissenschaftlerinnen heraus. Einen ganz anderen Zugang zum Thema Wissenschaft und Geschlecht zeigt der Historiker Massimo Perinelli. Er analysiert den Film „Studentin Helene Willfüer“ (S. 203-218), der auf einen Roman von Vicki Baum aus dem Jahr 1928 aufbaute und der 1956 in die westdeutschen Kinos kam, vor dem Hintergrund der Wirtschaftswunderzeit.

Im dritten Teil werden die Disziplinen Germanistik, Geschichtswissenschaft, Nationalökonomie und Theologie zum Gegenstand der Auseinander-

setzung gemacht. Der Historiker Falko Schnicke befasst sich mit Heinrich von Treitschke, über Berlin hinaus bekannt für seine Studentinnen missachtenden Äußerungen und Handlungen. Er arbeitet in „Obrigkeit ist männlich“ (S. 219-236) heraus, dass Treitschkes Vorstellung von den Aufgaben von Frauen und Männern letztendlich in seinem Staatsverständnis begründet liegt. Ebenfalls mit der Geschichtswissenschaft und aber auch mit der Germanistik – beide Fachentwicklungen in USA und Deutschland bis 1945 bilateral vergleichend – beschäftigt sich die Historikerin Levke Harders (S. 259-280). Ihr Ziel ist es, das Zusammenspiel von wissenschaftsexternen Faktoren (z.B. Hochschulsystem) und wissenschaftsinterne Faktoren (z.B. Fachkulturen, Förderstrukturen, Anerkennung der Arbeitsgebiete) aufzuzeigen, welches sich dann auf die Karrierechancen von Wissenschaftlerinnen nachhaltig ausgewirkt hatte. Weiterführend auf der Suche nach den Exklusionsmechanismen im Wissenschaftssystem ist der Beitrag „Umstrittene Anerkennung“ (S. 237-258) der österreichischen Geschlechterforscherin Christina Altenstraßer. Ihr gelingt es, indem sie sich auf die Feldtheorie Pierre Bourdieus bezieht, das Habilitationsverfahren nicht nur als eine weitere Prüfung im akademischen Werdegang einzuordnen, sondern zugleich die Bewertung der wissenschaftlichen Persönlichkeit, die hier im Selbstrekutierungsverfahren vorgenommen wird, differenziert zu beschreiben. Mit der Quelle Habilitationsgutachten arbeitend, zeigt sie eindrucklich, wie sich disziplinäre Orientierungen mit geschlechtlichen Orientierungen kreuzen. Die beiden evangelischen Theologinnen Rajah Scheepers und Ulrike Auga befassen sich auf unterschiedlichen Ebenen mit dem Fach Evangelische Theologie. Während die erstgenannte den Weg von Frauen in das theologische Studium und in das Pfarramt nachzeichnet, diskutiert die andere unter dem treffenden Titel „Stiefschwestern“ (S. 303-326) die unterschiedlichen Entwicklungen Feministischer Theologien in Ost- und Westdeutschland.

Sammelbände können einen Forschungsgegenstand in seiner Breite präsentieren, aber sie können ebenso vielfältige Sichtweisen auf einen Gegenstand thematisieren. Der vorliegende hat von beiden Ansprüchen etwas: Er dokumentiert auf jeden Fall verschiedene theoretische Positionen und historisches Wissen, welches bei den Veranstaltungen im Rahmen des öffentlichen Gedenkens und Feierns, vorgetragen worden sind. Dem zweiten Anspruch kommt er nur bedingt nach. Mit der Dreiteilung in geschlechtertheoretisch, historisch und disziplinär haben die Herausgeberinnen zwar schon drei mögliche Blickrichtungen vorgegeben, aber diese weisen noch große Lücken auf: Die Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften sind die Referenzdisziplinen für wissenschaftsgeschichtliche Fragestellungen, ingenieur- und naturwissenschaftliche Disziplinentwicklungen unter geschlechtergeschichtlicher Perspektive werden in Zusammenhang mit der Preußischen Akademie der Wissenschaften nur etwas gestreift. Veränderungen in der Studienmotivation, in den Studienbedingungen und im Studienverhalten begrenzen sich mit Aus-

nahme von Perinellis Beitrag auf die Zeit bis zum Nationalsozialismus, obwohl für diesen Zeitraum und auch für die 1950er Jahre bereits einige aussagekräftige Untersuchungen vorliegen. Unklar sind auch die Grenzen des Bildungsraumes: Ist die heutige Humboldt-Universität zu Berlin, die Stadt Berlin oder der ehemalige Staat Preußen gemeint, wenn das Geschlecht der Wissenschaften zum Gegenstand der Debatte gemacht werden soll? Selbst wenn es die Rahmung der Festveranstaltung nicht zulässt, alle Aspekte ausreichend zu würdigen, so wäre es doch für die Buchpublikation angezeigt gewesen, dass in einem zusammenfassenden Schlusskapitel Desiderate und weiterführende Betrachtungsweisen wenigstens skizziert werden, um der eingangs aufgeworfenen Frage nach der „Wirkmächtigkeit der Kategorie Geschlecht“ im universitären Raum wenigstens einen Antwortrahmen zu geben.

Edith Glaser

**Brigitte Aulenbacher/Michael Meuser/Birgit Riegraf:
Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung.
Lehrbuchreihe Studienskripten zur Soziologie. Wiesbaden:
VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010, 282 S., € 19,95**

Wenngleich in jüngerer Zeit einige Überblicke über Grundlagen und Geschichte der Geschlechterforschung erschienen sind und damit eine jahrelange Leerstelle bearbeitet wurde, haben Brigitte Aulenbacher, Michael Meuser und Birgit Riegraf mit ihrer Einführung in die *Soziologische Geschlechterforschung* einen konzeptionellen Vorschlag gemacht, der bisher nicht zur Verfügung stand. Vor dem Hintergrund ihrer Arbeits- und Forschungsschwerpunkte in den Bereichen der ungleichheitsfokussierten Gesellschaftsanalyse und der feministischen Arbeitssoziologie, der (qualitativen) Methoden und Methodologien und der Männlichkeitsforschung sowie der Organisationssoziologie und der geschlechtersoziologischen Staats- und Politikanalyse haben die Autor_innen Kernbereiche der soziologischen Geschlechterforschung in ihrer historischen Genese, ihren theoretischen Positionen und aktuellen Herausforderungen rekapituliert und interpretiert. Damit haben sie eine pointierte Bestandsaufnahme geleistet. Die Einführung ist knapp und überschaubar; sie lässt sich als Text gut in ihrer Gänze lesen und verschafft damit einen schnellen, ordnenden, Kontroversen berücksichtigenden Überblick über das Fach – gerade auch für Studierende.

Ähnlich wie beispielsweise die Einführung in Feministische Theorien von Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp, auf deren Arbeiten sich die drei Autor_innen ausführlich beziehen, haben Brigitte Aulenbacher,

Michael Meuser und Birgit Riegraf vielfältige Forschungs- und Theoriestände einer positionierten Lektüre unterzogen, bei der sie ihren gesellschaftsanalytischen Anspruch an die Geschlechterforschung betonten. Sie verstehen ‚Gesellschaft‘ als interdependenten, widersprüchlichen *Gesamtzusammenhang*, in dem ‚Geschlecht‘ und seine intersektionale Verschränkung mit sozialen Ungleichheitsdimensionen als *strukturelle Verhältnisse* zu begreifen und die Phänomene der Hierarchisierung, Spaltung und Privilegierung in diesem Strukturzusammenhang zu verorten sind. Durch den Ausweis der jeweiligen Autor_innenschaft in den Kapiteln und Unterkapiteln werden zugleich die unterschiedliche Schwerpunkte und Zugänge für die Leser_innen transparent. Die gemeinsame ‚Grundausrichtung‘ der von ihnen vertretenen Geschlechterforschung lässt so Raum für spezifische Sichtweisen und Akzentuierungen. Anders als beispielsweise die dreibändige Lehrbuchreihe zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung oder als umfassende lexikalische Überblicke wie das *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung* versteht sich der Band als *disziplinär verankerte* Einführung in die *soziologische* Geschlechterforschung. Diese Begrenzung ermöglicht trotz des handlichen Formats eine recht umfängliche Entfaltung einiger Fragestellungen. Allerdings werden damit auch epistemologische Verknüpfungen und theoretische Entwicklungen abgeschnitten. Dies mag auch ein Grund dafür sein, dass die Darstellung dekonstruktivistischer und queertheoretischer Zugänge über die schon zu Beginn der 1990er Jahre zu kurz gegriffene Formel ‚Alles ist Kultur‘ (vgl. S. 76) nicht wesentlich hinauskommt und die reichhaltige Theorieentwicklung seitdem wenig berücksichtigt. Sehr aktuell und in den verschiedenen Positionen differenziert herausgearbeitet sind die soziologischen Diskurse um das Verhältnis zwischen Gleichstellungspolitiken und Geschlechterforschung und zu Themengebieten wie der Gewalt im Geschlechterverhältnis.

Insgesamt ist der Band in drei Schwerpunkte gegliedert: Im ersten Teil *Entwicklungen der soziologischen Geschlechterforschung* wird zunächst ein knapper und sehr brauchbarer Orientierungsrahmen über Ausgangspunkte (Wissenschaftskritik) und Dynamiken (Komplexität und Ausdifferenzierung) geschaffen. Die anschließende Betrachtung gesellschaftsanalytischer Arbeiten der Geschlechterforschung stellt Transformationsprozesse in die Mittelpunkt, wie sie in (kritischer) Anknüpfung an marxistische, modernetheoretische, differenzierungs- und systemtheoretische Zugänge und an Ansätze der (älteren und neueren) Kritischen Theorie und der Ungleichheits- und Regulationstheorie gefasst wurden. Die folgende Einführung in die konstruktivistische Diskussion der Geschlechterforschung nimmt Kerndebatten und zentrale Untersuchungen seit den 1970er Jahren auf. Den Abschluss des ersten Teils bildet eine Rekonstruktion der Methoden- und Methodologiediskussionen. Hier wird zum einen die Auseinandersetzung mit der Frage der Parteilichkeit, mit Standpunkttheorien einerseits und den methodologischen Konsequenzen

der konstruktivistischen Wende andererseits aufgenommen; zum anderen werden gängige stereotype Gegenüberstellungen von quantitativer und qualitativer Forschung problematisiert und Impulse der Geschlechterforschung für die empirische Sozialforschung darstellt.

Der zweite Schwerpunkt befasst sich mit *ausgewählten Gegenstandsbe-reichen der Geschlechterforschung*. Die Stärke liegt hier in der unterschiedlichen Bearbeitung der ausgewählten Themenfelder. So wird zu ‚Arbeit und Geschlecht‘ eine knappe Skizze geliefert, die sich auf die besondere Perspektive der Geschlechterforschung auf Arbeit konzentriert und sich nicht in der Breite arbeitssoziologischer Forschungen verliert. Auch die Themenbereiche ‚Körperbereiche und Körperpraxen der Geschlechterdifferenz‘ und ‚Geschlecht, Politik, Staat‘ bieten eher einen komprimierten, synoptischen Überblick. Die Kapitel zur geschlechtersoziologischen Organisationsforschung und zu Gewalt im Geschlechterverhältnis dagegen schließen ihre Thematiken anhand der Darstellung von Grundlagen und Kontroversen bzw. über die Einführung und Sensibilisierung für analytische Konzepte (etwa der Verletzungsmacht und Verletzungsoffenheit zur Analyse von Gewaltverhältnissen) zunächst einmal überhaupt auf und binden sie in aktuelle Forschungsstände ein.

Im dritten Teil zum *Stand der Forschung und Perspektiven* werden zwei Entwicklungen und gegenwärtige Herausforderungen an die Geschlechterforschung(en) herausgehoben: das Verhältnis zwischen Geschlechterforschung und Gleichstellungspolitik und die ‚Wiederentdeckung komplexer Ungleichheiten‘ in der Intersektionalitätsforschung. Die Auswahl der beiden abschließenden Schwerpunkte überzeugt, gerade weil diese in einer gewissen Spannung zueinander stehen. In der Blickrichtung ‚Von der Frauenförderung zum Diversity Management‘ werden die gleichstellungspolitischen Anliegen, gerechtigkeits-theoretischen Problematiken, die Fangstricke und eher begrenzten Erfolge der Frauenförderung rekapituliert und verstehbar gemacht. Die kritische Diskussion der aktuellen Gleichstellungspolitiken *Gender Mainstreaming* und *Managing Diversity* inklusive der Rekonstruktion ihrer unterschiedlichen Genesen führt die Autor_innen schließlich dazu, die Eigenständigkeit und Differenz zwischen den Feldern der Gleichstellungspolitik und der professionalisierten und *akademisierten* Geschlechterforschung zu betonen – nicht zuletzt um das kritische Potential der Geschlechterforschung nicht dem Handlungsdruck und den Zwängen des institutionalisierten politischen Feldes zu unterwerfen und zugleich das Handeln der gleichstellungspolitischen Akteur_innen zu würdigen.

Die Einführung in die Wissenschafts- und Zeitgeschichte des heterogenen Intersektionalitätsansatzes verweist hingegen auf seine starke Eingebundenheit in die us-amerikanischen Bürgerrechtsbewegungen und steht damit für den Eingang einer kritischen und durchaus politischen Perspektive in die aktuelle Theorienentwicklung einer Ungleichheitskonfigurationen fokus-

sierenden Geschlechterforschung. Insofern lädt der letzte Teil der Einführung in seiner inhaltlichen gerade nicht aufgelösten Spannung zur Diskussion ein. Es werden sowohl die Professionalisierungsprozesse als Eingang der Geschlechterforschung in die „normal science“ (Holland-Crunz) herausgearbeitet und damit die Differenz der Wissens- und Handlungssphären zwischen Wissenschaft und Politik akzentuiert, als auch mit Verweis auf die Intersektionalitätsforschung auf einer kritischen Theoriebildung bestanden, die der Offenlegung von (und damit Parteinahme gegen) Privilegierungen, Benachteiligungen und Ausschließungen verpflichtet bleibt.

Susanne Völker